

Boymen



**MännerschwarmVerlag**



PETER REHBERG

# BOYMEN

Roman

Männerschwarm Verlag  
Hamburg 2011

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek  
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet die Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte  
bibliografische Daten sind im Internet über  
<http://www.dnb.ddb.de> abrufbar.

Peter Rehberg  
Boymen  
Roman

© Männerschwarm Verlag, Hamburg 2011

Umschlaggestaltung: Carsten Kudlik, Bremen  
Druck: Interpress, Ungarn  
1. Auflage 2011  
ISBN 978-3-939542-60-5

Männerschwarm Verlag  
Lange Reihe 102 –20099 Hamburg  
[www.maennerschwarm.de](http://www.maennerschwarm.de)

*Länger als vierzig Jahre zu leben  
ist unanständig, trivial, unsittlich.*  
Dostojewski

*Dark city: we kiss in the blanket street  
Taken by headlights  
and a gaggle of boymen*  
Dominic Eichler



DID YOU FIND EVERYTHING

YOU WERE LOOKING FOR?





*Ithaca, NY, November 6*

Die Wände sind lange nicht gestrichen worden, undefinierbares Gelb oder einfach nur schmutzig. Trotz Rauchverbot riecht es muffig. Morgens in der Cafeteria, als wären wir in einer Wartehalle, irgendwo auf der Welt. Der Kaffee schmeckt nicht. Wahnsinn, was man in diesem Land immer kriegt, wenn man mal nicht bei Starbucks landet. Fieses dunkles Wasser, ohne jeden Geschmack, echt gar kein Geschmack, auch essen kann man hier nichts, nichts als Doughnuts mit Vanille- oder Schokoladenschmiere drin. Die Stimmung ist wie in Bulgarien.

Wir sind doch nach Amerika gekommen, um alles Europäische, alles Deutsche hinter uns zu lassen, sage ich zu Anna, zu Marco, zu Anna und Marco, den anderen beiden Deutschen, die ich hier morgens treffe, bevor die Arbeit losgeht. Meine neuen Kollegen also. Obwohl ich an die Kategorie Kollege gar nicht glaube. Einfach die, mit denen ich ab jetzt rede, hauptsächlich.

Dass man noch mal wer anderes werden kann, nicht der, der man war, bevor man herkam, von wo man herkam. Machten wir das Gleiche wie unsere Elterngeneration in den 1950ern und 1960ern: manisch arbeiten oder vor dem Horror davonlaufen? Denke ich, sage ich nicht, bin erst halb wach, Anna gar nicht, Marco redet:

Die Wiedervereinigung hat Deutschland um fünfzig Jahre zurückgeworfen, sagt er. Darin waren wir uns alle einig, auch wenn sonst jeder andere Gründe dafür hatte, jetzt hier zu hocken. Bisschen dickes Thema um diese Zeit.

Mitten in den 1990ern sind wir praktisch gerade wieder bei Kriegsende und bedingungsloser Kapitulation gelandet, jaja, die Entnazifizierung hat noch nicht mal begonnen, sagt jetzt Marco selber (wieso war der überhaupt so wach), und die Stimmung dementsprechend.

Egal, ob aus Ost oder West, sage ich, solange Deutschland noch immer so monokulturell ist, hat man keine andere Wahl, als auszuwandern.

Deshalb sitzen wir drei jetzt hier, in dieser Stadt, in diesem Land. In dieser Cafeteria. Aber amerikanische German Departments sind genau der Ort, wo man gerade nicht hinwill. Weil man wieder gelandet ist, wo man weg wollte.

Ostblock-Feeling, sagt Marco, und er musste es ja wissen, als Ossi. Mitten in den USA schlimmer als im Osten, sagt er.

Anna guckt uns an, aber sagt nichts.  
Weiß auch nicht, was ich sagen soll.

Ich denke an Jack.  
Nicht an Jack denken.

Da kommt Gisela Podolski um die Ecke. Gisela ist die Sekretärin des German Department. Morgens ist sie immer als Erste auf dem Platz.

Ich glaube, sie schläft hier.

Ich glaube, sie schläft hier, sage ich. Nachts legt sie sich auf die

abgewetzte Couch, auf der tagsüber die Studenten sitzen und warten, bis sie zu den Professoren in die Sprechstunde dürfen. Gisela Podolski arbeitet seit über dreißig Jahren hier. Sie liest keine Zeitung und guckt kein Fernsehen. Sie liest Bücher. Literatur. Alles, was auf der anderen Seite des Atlantiks passiert ist, hat sie nicht mitgekriegt. Wie die Wiedervereinigung zum Beispiel. Wie die Mutter in *Goodbye Lenin*, sagt Anna, die den Film gerade mit ihren Studenten guckt.

*It gives me the creeps*, sagt Marco, der Gisela nicht lustig findet, gar nicht lustig findet, *Goodbye Lenin* wohl auch nicht, *gives me the creeps*, sagt er bisschen angeberisch auf Amerikanisch. Er gruselt sich vor ihr.

Gisela Podolski sieht aus wie Norman Bates' Mutter in *Psycho*, sage ich. In ihrer Handtasche steckt ein Messer. Ein langes, großes Küchenmesser.

Anna unterbricht mich.

Ich liebe sie, sagt sie.

Ich gucke Anna an.

Ich liebe sie auch, sage ich, so wie man auf Amerikanisch eben sagt «I love you».

Wegen ihrer dunkelgrauen Haare, die in der Mitte streng gescheitelt sind, eng am Kopf kleben und bis auf Kinnhöhe an beiden Seiten gleichmäßig herabhängen.

Wegen ihrer Hornbrille.

Gisela hat die gleiche Brille wie Robert Lembke, sagt Anna aufgeregt, aber so leise, dass Gisela, die gerade herüberlacht, es nicht

mitkriegt. Robert Lembke, der in den 1970er-Jahren in Westdeutschland sehr beliebte Moderator von *Was bin ich?*

Was ist das?, fragt Marco, der die Sendung nie gesehen hat. Anna sagt: Ein heiteres Beruferaten. Der prominente Gast, dessen Identität ermittelt werden sollte, kriegte am Anfang immer die Frage gestellt: «Welches Schweinderl hätten S' denn gern?» Und jedes Mal, wenn er eine Frage mit Nein beantwortet hat, wurde ein Fünfmarkstück in das Sparschwein geworfen. Marco hat keine Peilung, kapiert gerade gar nichts, guckt Anna an, bisschen blöde. Du erklärst das auch falsch, sage ich, aber Anna redet einfach weiter. Vier Teilnehmer im Studio, Guido, Hans, Anneliese und Annette, raten der Reihe nach, sie stellen dem prominenten Gast Fragen und sitzen so lange mit verbundenen Augen im Scheinwerferlicht, bis seine Identität enthüllt wird und sie ihre Augenbinden abnehmen dürfen.

Ich habe Heimweh nach der alten Bundesrepublik.

Ich glaube, Anna auch.

Wir könnten Freunde werden.

Eine Freundin könnte ich gerade gut gebrauchen.

Giselas Robert-Lembke-Brille, die ihre Augen stark vergrößert, sieht so aus, als würde sie nicht nur ihre im Alter zunehmende Sehschwäche ausgleichen, sondern auch die verschiedenen Teile ihres Kopfes zusammenhalten. Ohne Brille halten ihre Haare nicht, sage ich. Es sieht so aus, als würde Gisela Podolski abends, wenn sie auf dem Sofa liegt, immer beides, Brille und Haare, zusammen abnehmen und dann neben sich auf den Schreibtisch legen, einen Nachttisch gab es ja nicht. Ich wäre gerne einmal

dabei, wenn Gisela Podolski abends ihre Brille mit Haaren abnimmt, denn ich würde gerne wissen, wie Gisela dann, ohne Brille und ohne Haare, aussieht. Eigentlich möchte ich wissen, ob Gisela bloß dünnes Haar hat oder wirklich eine Glatze. Nachts sieht sie aus wie du, sagt Anna.

Am anderen Ende der Cafeteria sitzt Gisela alleine an einem Tisch und lutscht an ihrem Doughnut.

*Eleanor Rigby. Picks up the rice in the church where a wedding has been. Lives in a dream. All the lonely people.*

Psycho, sagt Marco, und mir ist nicht ganz klar, ob er Gisela oder mich meint oder uns beide.

Wenn wir hierbleiben, werden wir so enden wie Gisela Podolski, sage ich.

Eigentlich lebe ich schon jetzt wie Gisela Podolski.

Hast du eine Zigarette, fragt Anna.

Ich rauche nicht.

Du auch nicht, sagt Marco und guckt Anna an.

Paarkontrolle oder was.

Das komplett Unnormale des Paardaseins.

Marco guckt, wie Anna mich anguckt, sagt nichts. Als wäre er eifersüchtig. Ich gucke ihn an. Marco weicht meinem Blick aus. Nix mit Männern im Moment. Davon habe ich erst mal genug.

Ich rede.

German Departments in Amerika sind der einzige Ort, wo Aus-Deutschland-Kommen was wert ist, wo das eine Kompetenz sein soll, Deutschsein und Deutschdenken. Nur, was sollte das in Wahrheit sein? Wieso wollte man das hierher importieren? Weil wir doofe Dichter und Denker sind? Deshalb ja wohl nicht, das war ja wohl das allerdümmste Gerücht, nur insofern wahr, wie Dichter-und-Denker-Sein hauptsächlich heißt, dass es in Deutschland keine Dichter gibt, denn das Denkenmüssen macht immerzu das Dichten kaputt, weshalb man als Dichter zum Schluss weder dichten noch denken kann. Deutschland, Land ohne Dichter und Denker.

Quatsche / denke selber schon wie Marco oder irgendein anderer Amerikaner, Akademiker, wollte ich sagen. Habe ich immerhin gelernt.

Eigentlich interessiert sich Amerika nur für eine Sache, wenn es um Deutschland geht, sagt jetzt Marco.

Für was denn?

Für Nazis.

Was?

Alle German Departments in Amerika sind heimliche Nazi-Departments, also Anti-Nazi-Departments, sagt er. Wo gute Deutsche den Amis jetzt mal zeigen dürfen, dass es damals vor sechzig Jahren geklappt hat mit der Entnazifizierung, wie gut das damals für die Amis gelaufen war in WW II. Das Gleiche wird jetzt noch einmal mit den Ostdeutschen gemacht. Gute Deutsche sollen am besten immer auch gleich arme Säue sein.

Komm, gehen wir, sagt Anna, die das Opfer-Gequatsche biss-

chen peinlich findet. Ich auch. Wir laufen den langen Gang runter, in dem jeder Schritt hallt, Gisela Podolski hinterher, die zehn Meter vor uns mit den Schlüsseln klappert und zwischendurch grundlos kichert. Ich glaube, sie ist gar nicht verrückt. Sie ist betrunken.

Anna und Marco verschwinden in ihren Klassenzimmern.

Ich mache die Tür auf und da sitzen sie.

Manchmal denke ich, ich vergeude meine besten Jahre. Morgens vor verwöhnten Zwanzigjährigen stehen, die einen komisch anblicken, weil man einen deutschen Akzent hat, die man quälen muss, damit sie überhaupt was tun, außer auf ihren Handys und iPods zu spielen.

Nixversteh, Nixnachdenker.

Man muss sie anbrüllen, sonst hört hier keiner zu.

Ihr seid dick!

Ihr seid hässlich!

Die Kleinen, so nenne ich die Studenten immer, unsere lieben Kleinen, lieben es, wenn man mal bisschen deutsch und böse mit ihnen wurde. Um diese Zeit sind sie so verschlafen, dass sich keiner wehren kann. Man kann ihnen erzählen, was man will. Man muss nur selber die ganze Zeit reden. Akademiker redeten überhaupt sehr viel. Ich nicht. Ich gebe den Kleinen den Semesterplan und schicke sie wieder nach Hause.

Ich will hier raus.  
Durch den Flur und weg.

Am abstoßendsten an Universitäten finde ich die bunten Flyer, die überall in den Fluren, links und rechts an den Wänden hängen, weil das angeblich eine geeignete Weise war, Veranstaltungen anzukündigen. Buntes Din-A4-Papier, es gibt genau vier Farben (Gelb, Rosa, Grün, Blau). Alles schreiend grell, damit man auch nichts übersieht. Ist ja wichtig. Bunt und fett bedruckt und immer in der gleichen Schrift. Ist ja extrawichtig, was da draufsteht. Die auf vier beschränkte Zahl der Farben wechselt nie. Mit der Zeit nimmt somit deutlich die Signalwirkung ab. Leider nimmt niemand jemals die Flyer ab. Kleben nacheinander, nebeneinander, übereinander an Bürotüren, Fahrstuhltüren und Klotüren. Obwohl amerikanische Universitäten echt nicht arm sind, sind sie vom Gesamteindruck kurz vorm Obdachlosensysl, genau wie in Deutschland. Ich will nicht, dass mein Name auf so einem Flyer draufsteht. Ich will das lieber nicht.

Die kleine Villa, in der das German Department untergebracht ist, mit den blassen, grünen Holzpaneelen und dem hellgrauen Dach, hätte hübsch sein können. Verträumt und idyllisch. In Wirklichkeit ist sie bloß schäbig. Sogar unheimlich. Wie das Haus von Norman Bates.

Ich gehe nach Hause. Keiner in der kleinen Collegestadt kennt mich, aber alle können mich sehen. Ich glaube, sie gucken mich an. Ich gucke niemanden an, ich gehe weiter. Das Haus, unser Haus, jetzt mein Haus, gehört zu den Häusern, die die Universität für ihre Angestellten auf dem Campus gebaut hat. Entweder



man wohnt in Sichtweite vom Klassenzimmer und kann praktisch vom Bett aus unterrichten, oder man zieht zehn Kilometer weiter, wo es wieder sicher wird. Die gute Uni-Gegend ist von schlechten Gegenden umzingelt, die Frontlinie rückt immer näher und der Bürgerkrieg steht kurz bevor.

Der Versuch, sich in der Sicherheitszone niederzulassen, im Prinzip schon mal gescheitert. Als Single hat man kein Bleibe-recht mehr. Könnte ich auch gleich meine Sachen packen. Von außen sieht es noch einigermaßen okay aus, mein Haus, mein Leben, aber innen herrscht Chaos, Morbidität, Vermüllung, der Untergang. Ich wohne inzwischen wie ein Obdachloser. Das Schlafzimmer betrete ich gar nicht mehr. Die einzigen benutzbaren Möbelstücke sind ein verwichenes Schlafsofa vom Vormieter und ein Abstelltisch aus Blech, den ich als Schreibtisch benutze. Den Rest hat Jack mitgenommen. Als Bettdecke nehme ich die Plastikfaser, die British Airways an seine Fluggäste für Transatlantikflüge verteilt. Der Fusselkram hat sich schon über dem Ozean fast in seine Bestandteile aufgelöst. Würde man die Decke waschen, bliebe davon nichts übrig. Aber ich wasche sie nicht und sie hält noch. Ich lege mich auf das verschmierte Sofa. Es ist noch früh am Tag, aber ich schlafe sofort ein.

*Ithaca, NY, November 5*

Ich liege da und denke an nichts. Ich höre dem Wind zu. Amerikanische Häuser sind so leicht gebaut, es ist verrückt. Als wären sie bloß ein flüchtiger Traum, eine Kulisse, die nur so lange

halten muss, bis der Film abgedreht ist. Als könnten sie gleich wieder verschwinden. Es macht mir Angst. Ich liege mit offenen Augen auf dem Sofa und fühle mich traurig und denke, es würde für immer so bleiben. Einsamkeit ist nur für die sinnvoll, die sonst zugrunde gehen, denke ich, für Menschen, die überleben, weil sie den Mut haben, allein zu bleiben.

Als ich wieder aufwache, weiß ich nicht, ob es Tag ist oder Nacht. Etwas bewegt sich, das Sofa, das ganze Haus. ALLES. Bevor ich denken kann, *ein Erdbeben*, ist es schon wieder vorbei. Ich mache die Augen zu und warte darauf, was passiert. Als müsste es noch einmal passieren, damit ich es glauben kann. Ein Erdbeben. Ich traue mich nicht, mich zu bewegen. Ich liege still, mein Atem stört mich. Mein bisheriges Leben scheint unerreichbar. Was es gibt, ist dieses Haus. Das ist alles. Der Rest ist Träumerei.

Ein paar Sachen hat er hiergelassen. Ich trage die Kartons nacheinander die Treppe hoch und verstaue sie auf dem Dachboden. Der Dachboden ist riesig. Staubig und dunkel und bald würden die neuen Kartons auch so aussehen. Abgestellt, alt. Für einen Moment macht mich das traurig. Ich mache die Klappe wieder zu.

Ich gehe durch das Haus, das nun mir gehört. Habe ich nicht genau das gewollt? Das Haus riecht modrig, immer noch. Bevor wir hier eingezogen waren, stand es einen Sommer lang leer. Es riecht noch immer nicht bewohnt. Dafür sind wir noch nicht lange genug hier gewesen. Ich öffne die Fenster, erst im Erdgeschoss, dann, Zimmer für Zimmer, überall. Selbst wenn ich das

Wohnzimmer als Schlaf- und Arbeitszimmer benutze und die Zimmer im ersten Stock nicht mehr betrete, ist das Haus noch zu groß. Ein Familienhaus, ein Haus für eine ganze Familie.

Ich kann mir nicht vorstellen, wie mein Leben hier aussehen soll. Dafür brauchte man andere Menschen, das geht nur zusammen, zu zweit zum Beispiel, sodass man sich dann vorstellen kann, wie man leben wollte. Das geht nicht ganz alleine. Sonst geht es einfach weiter, immer weiter, irgendwie, ohne Zeugen.

Ich habe alle Fenster geöffnet. Es ist sonnig, aber kalt. Ich stehe im Türrahmen und gucke auf die Straße. Mitten am Tag, aber es bewegt sich nichts.

Ich habe wieder Lust zu rauchen.

*Ithaca, NY, November 6*

Die Hälfte aller Möbel in akademischen Büroziimmern sieht so aus, als seien sie dort zur Zwischenlagerung abgestellt, nicht zum wirklichen Gebrauch hingbracht worden: Sperrmüll. Die andere Hälfte, die zur Benutzung freigegeben war, wurde um 1970 angeschafft. Seitdem ist nichts mehr dazugekommen. Kein Büro, ein Büromuseum. Arbeit an der Uni Museumsarbeit. Ich bin ein Teil davon. Wir (Anna, Marco und ich) sind die letzten lebenden Intellektuellen. Eine aussterbende Rasse. Ich setze mich auf den staubigen Drehstuhl und gucke auf die gelblichen Rollos, die zwischen den rot-grünen Wollgardinen (warum *Wollgardinen*?)

halb heruntergezogen sind, damit nicht zu viel Sonnenlicht hereinfällt.

Nebenan sitzt Gisela Podolski. Hier sitze ich, da sitzt sie. So sieht meine Zukunft aus, denke ich: Einzelhaft mit Gisela Podolski als Zellennachbarin. Man darf sie nur nicht «Sekretärin» nennen, weil Sekretärin diskriminierend klingt, man muss *Administrative Assistant* zu ihr sagen. Was in Ordnung geht, weil die Sekretärin tatsächlich die Einzige ist, die weiß, wie der Laden läuft. Alle anderen arbeiten zu Hause oder arbeiten gar nicht. Die Sekretärin ist immer auf ihrem Platz.

Am Telefon klingt Gisela Podolski aber gar nicht wie eine, die einem erklären kann, wie der Laden läuft, sondern einfach bisschen prollig. Sie klingt so, als hätte sie gerade getrunken. Sie spricht halt Hessisch, hat Anna gesagt. Aber ich denke: Gisela Podolski ist eine Säuferin. Morgens schon mal einen Schluck und zwischen den Telefonaten einfach weitersaufen. Gisela Podolski lallt so eindeutig, dass es schwierig ist, zu verstehen, was sie sagt. Immerhin handelte es sich ja um geschäftliche Telefonate, auch wenn Gisela Podolski so klingt, als rief sie direkt aus der Kneipe an.

Eine Fahne hat sie aber nicht, denke ich, nachdem Gisela Podolski vorsichtig an meine angelehnte Tür klopft, die man ja nicht verschließen darf, damit hier bei Tageslicht keine Sauereien mit den Studenten laufen, nachbarschaftlich in mein Büro reinspringt, um mir freudestrahlend einen schwarzen Einwegplastikkugelschreiber und zwei Bleistifte zu geben.

Hier haben Sie erst einmal, was Sie brauchen, sagt sie, als hätte sie mich gerade mit der neuesten Software versorgt, und guckt mich dabei eindringlich an. Aufdringlich eigentlich.

Sie hat doch schon getrunken.

Sie wartet darauf, dass ich mich bedanke.

Danke, sage ich etwas benommen.

Was ich Ihnen noch zeigen wollte, sagt sie dann, nachdem mir immer noch nicht eingefallen ist, was ich sonst sagen soll, mit Hinweis auf den einen Bleistift, der nicht angespitzt war, jetzt ist auch klar, warum, damit sie mich nämlich vom Schreibtisch wegzerren kann und mich dazu zwingt, ihr zu folgen und mir den genau in der Mitte zwischen unseren beiden Bürotüren an der Wand angebrachten mechanischen Bleistiftanspitzer zu zeigen, den sie jeden Nachmittag säuberlich leert, bevor sie die Tür von ihrem Büro abschließt und nach Hause geht. Schläft sie also doch nicht auf dem Studentensofa. Gisela Podolski ist zwar eine Säuerin, aber keine verkommene Person. Sie erfüllt ihre Pflichten. Sie trinkt halt.

Ich warte, bis Gisela Podolski das Gebäude verlassen hat. Ich schließe ihr Büro auf und durchsuche es, bis ich hinter den Aktenordnern im Regal den Gin gefunden habe. Ich nehme einen kräftigen Schluck aus der Flasche und stelle sie wieder zurück.

*Ithaca, NY, November 7*

Die Tür zu meinem Büro steht offen.  
Anna kommt rein, ohne anzuklopfen.  
Was machst du?  
Ich sortiere meinen Zettelkasten.  
Wofür?  
Mein Buch.  
Worum geht es?  
Bevor ich antworten kann, hat sie schon die Karteikarten in der Hand.

*Schleichend wird die Zeit zum Feinde des Menschen.*

(F. Scott Fitzgerald)

*Altwerden ist nichts für Feiglinge.*

(ein altes amerikanisches Sprichwort)

Ich stottere verlegen. Ich schreibe ein Buch übers Älterwerden, sage ich. Mehr fällt mir nicht ein. Aber Anna will auch gar nicht mehr wissen, sie sagt:  
Einfach angucken, wie Madonna das macht, die bringt uns durch die Wechseljahre.  
Ich glaube nicht mehr an die Lösungen der Popkultur.  
Dann Susan Sontag.  
Die ist tot.

There is no remaking of reality.  
Just take it as it comes.  
Hold your grounds and take it as it comes.

Face your loss and live on.

Wenn man alt wird, zeigt sich, was wichtig ist, sagt sie, so einfach ist das. Solange man den Tod verdrängt, ist alles Spielerei.

Hm.

Dann erzähle ich ihr von Jack und mir, erzähle ihr alles und fühle mich dabei ein bisschen so, als wenn es gar nicht um mich geht, als wenn ich die Geschichte von jemand anderem gehört hätte. Wie die Sätze auf den Karteikarten in meinem Zettelkasten.

*Ithaca, NY, November 7*

Nur wenige Dinge habe ich so geliebt. Nur selten fühlte ich mich so sehr am Leben. Dass ich ganz genau überlegen musste, weil von dem, was ich sagte, nicht nur mein eigenes Glück, sondern alles, sogar das Glück der Welt abhing, dachte ich, glaubte ich, dass ich meine Einsichten hinausschreien musste, dass diese Worte dann wie Kostbarkeiten aufbewahrt werden mussten, wie ein Gesetz. Aber eins, zu dem keiner gezwungen wurde, sondern ein Gesetz, das so schön war, und so wahr, sodass jeder, der damit in Berührung kam, gleich danach leben wollte, so offensichtlich war es. An diese Lust, die größte, die ich kannte, erinnerte ich mich noch ein bisschen und fast schon nicht mehr.

Wovon sprichst du?, fragt Anna.

Vom Lesen, was sonst?

Dann sage ich mal kurz meine aktuelle Leseliste auf, so wie eini-

ge Jungs bei GayRomeo, als würde damit die Wahrscheinlichkeit steigen, dass man zueinanderpasst:

Dennis Cooper

Rainald Goetz

Bret Easton Ellis

Michel Houellebecq

Frédéric Beigbeder

Die habe ich alle nie gelesen, sagt Anna.

Anna, die Germanistin.

Du wolltest von Jack erzählen.

Ich wusste nicht, wie ich anfangen soll.

Ich erzähle einfach weiter.

Ich konnte nicht verbergen, wie sehr ich enttäuscht war. Ich war vom Lesen enttäuscht, wie man von einem Liebhaber enttäuscht ist. Ich hatte geglaubt, mein Leben würde sich, durch das Lesen, auf wunderbare Weise verwandeln. Damals hatte es keine Rolle gespielt, dass das Lesen ins Unbekannte führte. Lesen hatte kein Ziel, genau das war das Abenteuer gewesen. Ich würde frei werden. Ich habe verstanden, dass von diesem Freiheitstraum nur das Lesen selbst zurückblieb, Lesen, Lesen, immer wieder, immer von vorne. Lesen war für mich zu einem Training geworden. Eine Frage der Disziplin. Ich fand es notwendig. Lieben konnte ich es nicht mehr.

Dass das Lesen nichts half, nützte, nicht ging. Das konnte doch nicht sein. Ging es allen anderen denn auch so? Wenn es so war, gaben sie es nicht zu. Alle fanden es scheinbar normal, dass Lesen nichts als Lesen war.



Du wolltest von Jack erzählen, sagt Anna schon wieder.  
Ihre Ungeduld ist manchmal fast unsympathisch.

*On the way from New York to Ithaca, October 18*

Jack hatte keine Probleme damit. Aber Jack hätte auch Anwalt werden können. Für Jack war Lesen ein Beruf, er hatte sich vor langer Zeit dafür entschieden, so war es eben. Jack hatte keine Geheimnisse, glaube ich, und ich kannte ihn gut. Als ich ihn das erste Mal gesehen hatte, habe ich sofort verstanden, wer er war. Jack war erwachsen, immer schon, sein ganzes Leben lang ist er erwachsen gewesen, dachte ich, sagte ich nicht.

Er saß im Auto neben mir.  
Wir fuhren noch zwei Stunden.

Das war das Komische am Erwachsenwerden, einige Menschen wurden praktisch so geboren, andere schafften es nie. Jack war erwachsen, ich schaffte es nicht. Er hatte feste Standpunkte und spielte nicht mit den Gedanken wie ich. Er war erwachsen und das mochte ich. Meistens widersprach ich seiner Sicht der Dinge, ehrlich gesagt fand ich ihn auch ein bisschen langweilig, ein bisschen zu oft zu langweilig. Aber wenn ich unsicher war, tat es mir gut, dass er da war, und wenn ich mich manchmal nach, was denn, *Sicherheit?* sehnte, die ich allein nicht finden konnte, glaubte ich ihm für kurze Zeit jedes Wort.

Wie man richtig Sport macht.

Was man essen muss.

Was man lesen muss.

Wie man im Leben bekommt, was man will.

Jack war ein Macker. Ein Ami-Macker, aber immer noch ein Macker. Manchmal konnte ich mich nicht wehren, dann wurde ich böse. Dann machte ich mich gerne über ihn lustig, auch wenn es letztlich auf meine Kosten ging. So konnte ich wieder friedlich mit ihm zusammenleben. Ich wollte keine Experimente mehr. Ich erwartete nicht, dass es mit einem anderen besser lief. Resignation und Erwachsenwerden waren manchmal schwer zu unterscheiden, schließlich war er vierzig und ich auch bald. Doch bevor ich dachte, ich habe einen Fehler gemacht, dachte ich lieber: Das Leben ist so.

*If you want to know how love goes, don't look at Popculture.*

*Read the French.*

Als wir uns kennenlernten, haben Jack und ich oft die halbe Nacht wach gelegen und geredet, bis wir so aufgeregt waren, dass wir nicht mehr schlafen konnten und dreimal Sex brauchten, um uns wieder zu beruhigen. Wir gingen zusammen ins Kino und lasen die gleichen Bücher. Es machte doch einen Unterschied, wie man die Welt sah. Jack hatte die typischen Träume eines gebildeten Amerikaners: Paris oder Barcelona. Ich wollte lieber nach New York. Für ihn bedeutete Partnerschaft Kameradschaft, ich hatte die Suche nach Abenteuern noch nicht aufgegeben. Jetzt hatten wir keine Fragen und keine Antworten mehr. Unsere Träume waren berechenbar geworden, wir brauchten keine Bücher mehr, um ihnen zu folgen. Jack wollte ein be-

quemes Leben. Und mir fiel bald auch nichts Besseres mehr ein.

Er saß neben mir im Auto, wir waren stumm. Ich versuchte das zu mögen, das Nichtsagen. Das war die wahre Intimität, versuchte ich mir zu sagen: nichts sagen zu müssen. Ich griff nach seiner Hand. Das war auch eine Leidenschaft gewesen: mit Freunden verreisen und die eintönige Autofahrt benutzen, um stundenlang miteinander zu reden, bis man das Gefühl hatte, jetzt, jetzt weiß man alles über den anderen, und man war nicht mehr allein. Leidenschaftlich reden und denken: So sollte das Leben sein. War es mit Jack jemals wirklich so gewesen? Ich konnte mich nicht erinnern. Ich konnte mich auch nicht daran erinnern, wann wir das letzte Mal Sex hatten. Auf einmal fragte ich mich, wie das passiert war, dass ich in diesem Auto neben diesem Mann saß, keiner sagte was.

Ich mochte die Musik nicht, die er hören wollte, *Hip-Hop*. Das habe ich nie verstanden, wie man Hip-Hop mögen kann. So heterosexuell, dass es nervt. Jack liebte Hip-Hop. Ich konnte diese Musik nicht lieben, nur weil er sie liebte. Wenn es nicht von alleine bisschen funkte, konnte man es vergessen. Wenn ich ihm das sagte, war er gekränkt und zweifelte an meiner Liebe, und, ehrlich gesagt, ich selber auch.

Ich saß im Auto neben ihm und kriegte schlechte Laune, weil ich nicht sagte, was ich dachte. Ich versuchte zu schlafen, aber es ging nicht, doch ich tat so. Alle Männer kamen mir gewalttätig vor, ohne dass sie es merkten. Jack hätte mich niemals geschlagen. Aber er forderte Dinge von mir, die ich nie fordern würde.

Ich fand, dass man solche Dinge nicht fordern konnte. Im Auto Hip-Hop hören, obwohl er wusste, wie sehr ich das hasste. Ihm zuhören, wenn er über analytische Philosophie referierte. Seine College-Freunde besuchen, vor denen man dann so tun musste, als wäre man nicht schwul.

Wir waren auf dem Weg von New York City nach Ithaca, Upstate New York. Ich begriff erst jetzt, wo wir hingezogen waren. In eine amerikanische Kleinstadt, viereinhalb Stunden von New York, was für amerikanische Verhältnisse nicht viel war. Aber es fühlte sich an wie in einem anderen Land. Es war in einem anderen Land.

Es schneite, wir konnten nur im Schrittempo fahren. Es würde nicht zwei, sondern noch vier Stunden dauern, bis wir zu Hause waren. Zum ersten Mal in meinem Leben kam es mir so vor, als hätte ich einen Fehler gemacht. Wir hätten niemals hierherziehen dürfen.

*Ithaca, NY, sometime in June*

Hier werden wir leben, hatte Jack gesagt, als wir das Haus vor drei Monaten zum ersten Mal gesehen hatten. Er hatte den neuen Job angenommen. Mir wurde ein Einjahresvertrag angeboten. Man nahm uns als Paar. Wir werden die Vorzeigeschwulen werden, haben wir gesagt und hatten nichts dagegen. Wir sind mit seinem Pick-up-Truck im Schrittempo durch die Straßen der kleinen College-Stadt gefahren und hielten nach Schildern

Ausschau, auf denen stand «for rent» oder vielleicht sogar «for sale». Wenn es uns gefällt, dann kaufen wir es, hatte Jack gesagt. *He was a rich boy. He came from money.*

Wir hielten an und gingen um das Haus, Hand in Hand, Felix und Jack. Unser Einverständnis kommt ohne Berührungen aus, sagte ich mir und fühlte mich ein bisschen zu alt dafür, Händchen haltend mit einem erwachsenen Mann den Blicken von Fremden ausgesetzt zu sein. Ich wäre gerne mit ihm überall hingegangen, Hand in Hand, im Dunkeln, wenn es keiner sieht.

Das wird unser Zuhause werden, hatte Jack gesagt und war stehen geblieben. Es klang ein bisschen zu aufgeregt. Es klang so, als hätte er sich dazu entschlossen, nur um sich zu entscheiden. Es klang so, als hätte er sich vorgenommen, mich hier glücklich zu machen, jedenfalls gehörte ich in diesem Moment zu seinem Glück dazu. Ich ließ es mir gefallen. Man brauchte einen Platz, wo man zusammen leben kann, so einfach war das.

Aber ging das in diesem Dorf, weit weg von New York, wo es nichts gab außer einem Job? Was wollte ich sonst? Die meisten machten es so. Früher wäre das ein Grund gewesen, abzuhauen, alles hinzuschmeißen, noch einmal von vorne anzufangen. Inzwischen versuchte ich mir zu sagen, dass es etwas gab, was man Notwendigkeit nennen konnte oder sogar Realität (in Wirklichkeit war das Leben gefährlich). Ein Rhythmus, der sich nicht ignorieren ließ.

Ich wurde älter, auch wenn mir noch nicht klar war, was das bedeutete. Ich sah nicht aus wie vierzig. Aber ich wurde bald vier-

zig und ich wusste es. Ich wusste nicht, ob ich hier glücklich werde, dachte ich, aber ich ließ mich gerne dazu überreden. Es war ein Versuch. Es war so friedlich hier. Das war es, was die meisten Menschen suchten: nicht Glück. Ich hätte wissen müssen, dass das ein Fehler war. Ich hätte die Zeichen ernst nehmen müssen. Ich hätte wissen müssen, dass dies nicht mein Leben war.

Jack hatte sich hinter mich gestellt und mir einen Kuss auf den Hals gegeben. Es störte mich ein bisschen. Ich fühlte mich nicht berührt, wenn er mich anfasste. Was hätte ich stattdessen gewollt? Ich drehte mich um und wollte ihn auf den Mund küssen, aber er hatte sich, ohne dass ich es bemerkt hatte, von mir abgewendet. Ich lehnte den Kopf auf seine Schulter. Das machte ich selten. Jack hielt inne. So standen wir.

*Ithaca, NY, November 7*

Hattest du Angst, allein zu sein?

Haben nicht alle Angst davor?

Ich nicht, sagt Anna.

Fast ein bisschen angeberisch.

Warum bist du dann mit Marco zusammen?, denke ich, aber sage ich nicht.

Ich habe keine Angst, allein zu sein, sage ich schnell.

Wovor hattest du dann Angst?

Ich konnte es nicht sagen.

Ich hatte Angst, dass das Leben, für das man sich entschieden hat, auseinanderfällt.

Dass es immer wieder auseinanderfällt.  
Das ist, ich weiß nicht,  
*nicht zu ertragen.*  
Es verändert sich, sagt sie.  
Ich finde das grausam.  
Das ist ein kindischer Gedanke.  
Ich brauche etwas, das sich nicht verändert.  
Woran glaubst du?  
An meine Arbeit, sagt sie, ohne zu zögern.  
Ich würde gerne an die Liebe glauben.  
Oder an irgendwas.  
Was ist mit Jack passiert?

*Ithaca, NY, October 19*

Wir fahren die ganze Nacht. Ich habe im Auto geschlafen, bin wieder aufgewacht, wieder eingeschlafen. Draußen lag Schnee. Nur eine dünne Blechwand trennte uns vom Chaos. Jack fuhr, stumm. Ich hatte keine Ahnung, was er dachte. Auf einmal kam er mir vor wie ein Unbekannter. Es war nicht die verführerische Unbekanntheit des Anfangs, wenn man sich kennenlernte, die man dann später manchmal selber herbeiführt, um die Aufregung des Verliebtseins weiterleben zu lassen, es war nicht diese Unbekanntheit, mit der sich die ganze Welt in ein Geheimnis verwandelte, als würde man sie zum ersten Mal betrachten, so wie den Menschen, den man gerade getroffen hatte – auch wenn diese Naivität gespielt werden musste, weil sie immer von selbst verging, bis sie irgendwann

anfang, ironisch zu werden, und dann unwiederbringlich vorbei war.

Die Unbekanntheit mit Jack war wie mit einem Menschen, mit dessen Welt man nichts zu tun hatte, und die Entscheidung darüber war schon lange gefallen. Wann hatte ich mich entschieden, nichts mit Jack zu tun zu haben? Eigentlich könnte ich auch gehen. Es wäre kein großer Verlust, wenn ich allein wäre, dachte ich auf einmal und kriegte einen Schreck. Wenn er zum Beispiel bei einem Autounfall ums Leben kommen würde.

Jack hielt an.

Hier wohnten wir jetzt. Das Haus war von Schneebergen umhüllt, einen Meter oder höher. Wir mussten uns bis zum Eingang durcharbeiten. Alles fühlte sich falsch an, aber ich wusste nicht, wann die Fehler begonnen hatten. Mir wurde nur klar, dass die Summe meiner Entscheidungen im Moment nicht so gut aussah. Du bist müde, du musst dich ausruhen, versuchte ich mir zu sagen, aber ich konnte die wirkliche Müdigkeit – diese Nacht im Auto, der Umzug, der neue Job – nicht unterscheiden von dem Gefühl, tatsächlich etwas falsch gemacht zu haben in meinem Leben.

Wir betraten das Haus, ich wollte allein sein. Das fand ich am schwierigsten am Zusammenleben: Was machte man, wenn man allein sein wollte, nicht nur in einem anderen Zimmer? Ich gehe ins Bett, sagte ich und versuchte zu lächeln. Jack guckte mich an, nickte stumm und lächelte auch fast. Er war nicht böse. Ich konnte ihn mir gut als einen meiner Arbeitskollegen vorstellen.



Das ist es, was wir in Wirklichkeit waren: Arbeitskollegen. So wie die Helden in amerikanischen Krimiserien. Immer zusammen und trotzdem allein. Eine ideale Partnerschaft. Konnte ich aber auch nur dran glauben, wenn ich es im Fernsehen sah.

Ich war so erschöpft, dass ich nicht einschlafen konnte, die Matratze des neuen Bettes, das Jack gekauft hatte, war zu hart. Im Zimmer war es kalt, trotz der schweren Bettdecke wurde mir nicht warm. Er saß nebenan, in dem Raum, wo es noch keine Möbel gab. Wir hatten keine Idee, was wir damit machen sollten. Es gab zu viele Zimmer in diesem Haus. Ein Futon-Gestell, ein Fernseher waren dort abgestellt. Obwohl die früheren Besitzer einiges hiergelassen hatten, fehlte überall was. Jack hatte den Fernseher angemacht. Er guckte *Oz* auf DVD. Gefangene im Knast, die sich zum Sex zwangen, eine reine Männerwelt. Wie ein schwuler Porno mit Handlung. Ich glaube, er holte sich darauf einen runter, weil er sich nicht traute, einen echten Porno zu gucken, während ich nebenan war.

Ich lag im Bett und konnte nicht schlafen. Ich hörte Jacks Schritte im Flur, er machte die Tür auf. Er legte sich zu mir. Er küsste mich auf den Hals, die Schultern, den Rücken. Er kam mit seinem Mund an mein Ohr, als wollte er mir etwas hineinflüstern, aber ich drehte mich weg. Wenn wir uns wenigstens streiten würden, könnten wir hinterher Wiedergutmachungssex haben. Er drückte sich an mich und ich machte die Augen zu.

*Ithaca, NY, October 20*

In diesem Haus konnte man sich nicht voreinander verstecken. Alles hing davon ab, was uns jetzt miteinander gelang. Wir standen in der Küche und guckten uns an.

Er fragte mich, ob ich mit ihm ins Museum komme.

Ins Museum?

Wir hatten noch nicht mal ausgepackt.

Ich machte das nicht, ich machte das nicht mit ihm. Ins Museum gehen. Weil es nicht ging. Weil es einfach nicht ging. Was alles nicht mit ihm ging. Wollte er mir das Gegenteil beweisen?

Das Museum hatte noch nicht auf, nur das Museumscafé. Die Öffnungszeiten standen auf dem Schild vorne rechts neben dem Eingang: 10 AM – 6 PM. Er guckte mich an. Ins Café oder gleich wieder nach Hause. Ich wollte zurück nach Hause. Oder weit weg. Das Café war auf der anderen Seite. Wir gingen um das Haus aus dem 19. Jahrhundert, oder aus dem 18., ich glaube, aus dem 19. Wir waren still, es schneite.

Er wollte nicht ins Museum, er wollte nur ins Café. Wollte er mir was sagen? Er wollte ins Café und ich nach Hause, ins Museum wollte hier keiner.

Ich hatte Angst. Wenn wir uns gegenüber saßen, im Café. Wo es keine Musik gab und keinen Fernseher. Ich hätte ein Buch mitnehmen sollen oder wenigstens eine Zeitung. Weil ich Angst hatte, dass wir dann da saßen, im Café, ohne Musik, ohne Fern-

seher und uns nichts zu sagen hatten. Wir saßen im Café und hatten uns nichts zu sagen.

Dann müssten wir uns trennen.

Ohne Buch, ohne Zeitung. Das Café war groß. Das Café war so etwas wie ein Festsaal, ein Raum, den man mieten konnte. Wo einige hinkamen, nur um zu essen, nicht, nachdem sie die Bilder angeguckt hatten oder davor. Ich wusste nicht, warum er mich hierhergebracht hatte. Ich wusste nicht, was er wollte.

Was willst du?

Wir waren nicht die einzigen Gäste. Wir saßen da und sahen so aus, als wenn wir nicht hierhergehörten, als wenn wir nur kurz da sein dürften und gleich wieder wegmussten, wenn die wirklichen Gäste kamen. Die anderen drei oder vier, die auch schon da waren, saßen weit weg, sodass man sie leicht vergessen konnte.

Ich guckte ihn an, er guckte weg.

Ich hatte das Gefühl, es war vorbei.

Alles vorbei, wir konnten wieder gehen.

Er hielt nicht meine Hand.

Unsere Knie berührten sich nicht.

Wir saßen uns im Café gegenüber. Große Saalfenster auf beiden Seiten. Auf der einen Seite sah man die kleine Stadt. Draußen war es grau, ein hübsches Hellgrau, kein doofes Deutschgrau. Die kleine Stadt sah nicht hässlich aus, sondern schutzlos.

Im Hintergrund das Klirren von Gläsern, die geputzt wurden, das Klappern von Besteck, das poliert wurde. Das Fest war vorbei oder hatte noch nicht angefangen. Wir saßen da und sagten nichts. Draußen schneite es. Er trank grünen Tee so wie ich. Wir guckten uns an und sagten nichts.

Ich hatte diesen Satz im Kopf.

*Ich will mich von dir trennen.*

Aber ich sagte es nicht.

*Ithaca, NY, October 22*

Ja, wir hätten unsere postromantische, ironische Erwachsenenbeziehung weiter pflegen können. Wir hätten einfach den Mund halten können. Eine Weile hatten wir es genau so gemacht. Aber was immer zwei Menschen zusammenhielt, war verschwunden. Alles war auf diesen Moment zugelaufen, immer schneller, fast als hätten wir es mit dem Umzug nach Ithaca von Anfang an so geplant.

Ich hatte es mir für später vorgenommen, nicht jetzt, noch nicht. Ich wusste nicht, wie lange ich noch warten würde, worauf. Ich wusste nur, dass ich es eines Tages tun würde. In einem Monat oder einem Jahr. Ich hatte es schon geübt: Ich hatte es aufgeschrieben, war mit dem Zettel in der Hand durch das Haus gelaufen und habe den Satz gesagt, immer wieder.

*Ich will mich von dir trennen.*

So machte ich es immer bei Entscheidungen.

Ich war vorbereitet.

Ich musste es nur noch wirklich sagen.

*Ithaca, NY, October 25*

Ich hatte keine Ahnung, wo der Satz herkam. Es war nicht der Anfang einer Auseinandersetzung, es war schon das Ende, obwohl es gar keine Auseinandersetzung gegeben hatte. Als wäre automatisch klar, wenn wir einmal zu reden anfangen, kann es nicht anders enden.

*Ich will mich von dir trennen.*

Es war mein Satz gewesen, nicht seiner.

Ich will mich von dir trennen.

Jetzt gab es weder Streit noch Sex.

Keine Tränen und keine Worte.

Jack sagte nur: Ich will mich von dir trennen.

Ich verstand nicht, wie er diesen Satz sagen konnte.

Es war mein Satz gewesen, und nicht seiner.

*Ithaca, NY, November 7*

Ich war noch niemals allein.  
Immer war da einer, ob ich wollte oder nicht.  
Ich glaube, es klingt nicht mal eitel, wenn ich das sage.  
Es klingt ein bisschen, als hätte ich mir mit meinem Privatleben  
nicht so viel Mühe gegeben.  
Ich hätte jetzt gerne geweint.

Bist du traurig?  
Fragt Anna ganz nüchtern.  
Ich weiß es nicht.  
Jetzt nicht.  
Keine weiteren Fragen.  
Wir kennen uns ja kaum.

Wollen wir morgen Abend zusammen essen gehen?  
Wenn mich jemand so direkt fragt, kann ich nicht Nein sagen.  
Etwas Gesellschaft konnte ich gerade ganz gut gebrauchen.  
Und ich glaube, ich will gerne mit Anna befreundet sein.  
Marco kommt auch mit.  
Jetzt habe ich schon Ja gesagt.

Ich gehe nach nebenan und hole den Gin aus Giselas Bücherregal.  
Willst du?  
Nein, sagt Anna und guckt mich traurig an, als müsste man Mitleid mit mir haben, nur weil ich gerade einen Drink gebrauchen kann.  
Ich trinke nicht, sagt sie.

Also trinke ich allein.  
Ein Glas und noch eins.

*Ithaca, NY, November 8*

Mit Menschen zusammen sein, mit denen man sonst keine Zeit verbringen würde.  
Sowieso als Single nur noch mit Paaren zu tun haben.  
Dadurch vielleicht auch interessant sein.  
Aber im Ernst will keiner in diesem Alter von vorne anfangen.  
Alle haben ihre Partner gefunden.  
Wer keinen hat, bleibt jetzt allein.  
So funktioniert die heterosexuelle Welt.  
So funktioniert die heterosexuelle Welt für Homosexuelle.

Die Sentimentalitätsfalle nicht zuschnappen lassen. Es geht mir doch gut. Vielleicht funktioniere ich alleine einfach besser. Nur unpraktisch, dass ich an einem Ort gelandet bin, wo das Single-dasein praktisch verboten ist.

Abends mit Anna, wir warten auf Marco. Die Auswahl an Restaurants in Ithaca, New York, ist absurd: Tibetanisch, Thailändisch, Anatolisch, Indisch, Chinesisch, Französisch, Mexikanisch. Überdurchschnittliche Restaurantvielfalt und -qualität für Städte, die ohne Studenten unter 10.000 Einwohner haben. Essen als einziges Vergnügen für Akademiker über vierzig. Völlerei statt Vielsex.

Ich habe grundlos gute Laune.

Nur eine Regel.

Nicht über Jack sprechen.

Da kommt Marco. Anna nennt Marco manchmal «die Kröte». Soll wohl ein Kosename sein. Sie findet das «süß». Ich finde ihren Humor bisschen derb, derb und direkt, was ich bei Frauen normalerweise gut finde. Dass mein Partner mich «die Kröte» nennt, würde ich allerdings nicht wollen. Ich würde mich in meinem GayRomeo-Profil ja zum Beispiel auch nicht «die Kröte» nennen. Aber Anna nennt Marco heute Abend «die Kröte» und gibt der Kröte dann einen Kuss auf den Mund, als wenn sich die Kröte dadurch in einen Prinzen verwandeln würde.

Die Kröte guckt gern krötig, deshalb heißt sie Kröte, sagt Anna, als Marco aufs Klo geht, und lacht dann ein bisschen zu laut, sodass ich schon Angst um sie bekomme. Sie hat dann so einen Hau ins Verrückte. Vielleicht hat sie auch nur einfach keinen Stil, was ja bei akademischen Menschen normalerweise der Normalfall ist. Als Marco vom Klo zurückkommt, traue ich mich gar nicht mehr, ihn anzugucken.

Wir bestellen Wildbraten (welche Nationalität war das jetzt? – deutsch?). Weil wir nicht wissen, worüber wir reden sollen, jetzt wieder mit der Kröte am Tisch, hält Anna, während wir auf das Essen warten, einen kurzen Vortrag. Anna fährt jeden Sommer auf Bildungsreise nach Europa, sie ist eine richtige Germanistin, nicht so ein Pseudogermanist wie ich. Sie redet über Goethes Haus in Weimar und über Freuds Wohnung in Wien. Wie die Raumaufteilung die Psyche widerspiegelt. Was im Keller ver-



borgen bleibt und was auf den Dachboden wandert. Wo man arbeitet, wo man Sex hat und wo man seine Freunde empfängt. Ich arbeite kaum noch, habe gerade keinen Sex und überhaupt keine Freunde. Mein Psychohaus wurde gerade ausgeräumt, der Laden leer, mein Leben stillgestellt. Mein Hirn so gut wie tot. Vorzeitiger Hirntod mit vor vierzig. Das war die Lage. Immerhin war ich noch nicht obdachlos so wie drei Millionen andere Amerikaner.

Alle Akademiker tun so, als seien sie Nomaden, obwohl sie längst Hausbesitzer sind. Hausbesitzer, Aktienbesitzer.

Denken wie ein Nomade, leben wie ein Bürger.

Darf man aber nicht sagen.

Was man alles nicht sagen darf.

Fucking Political Correctness.

Schließlich sage ich: Mein Haus ist alles, was ich habe.

Anna guckt mich an, streng, streng, streng, sie mustert mich, das finde ich jetzt ziemlich unamerikanisch, also unhöflich. Sie kennt mich ja kaum. Auf die Glatze rauf, sie starrt mir auf die Glatze rauf, als sei ich doch ein deutscher Faschist. Genau! Was will denn dieser schwule Skinhead hier am Tisch, dass der bei der Germanistenrunde überhaupt dabei sein darf. Wann bin ich eigentlich in dem Alter, dass meine Glatze einfach als Alterserscheinung wahrgenommen wird und nicht mehr als politisches oder sexuelles Statement? Vielleicht sollte ich ihre bösen Blicke als Kompliment verstehen. Ich mache meinen Rotwein alle, noch ein Glas. Vielleicht sollte ich besser gehen und Anna mit ihrer Kröte beim Wildschweinbraten alleine lassen, damit sie dann ungestört ihre Krötengespräche führen können. Doch dann ma-

che ich mich vor versammelter Runde erst mal über mich, dann über alle Intellektuellen lustig. Damit hier keine Missverständnisse entstehen, damit hier keiner Angst kriegt.

Ich bin doch bloß der Quotenhomo.

Ein Durchschnittsschwuler in der Midlife-Crisis.

Dabei können mir die Philosophen leider auch nicht weiterhelfen.

Die schreiben darüber nämlich kein Wort.

Deshalb habe ich meine Derrida-Bücher gerade alle bei eBay verramscht.

Mein Antiintellektualismus kommt bei Anna gerade super an. Wir kichern wie Schulmädchen. Verbindungsstrategie von Frauen und Schwuchteln an der Uni, während Marco, die sogenannte Kröte, auf der andern Seite vom Tisch sitzt und nicht mitlachen kann. Die Hete-Kröte kennt da keinen Spaß. Ich glaube, die Kröte würde ja am liebsten mit Heidegger im Wald spazieren gehen. Deshalb gibt es hier auch Wildbraten. Vielleicht lacht die Kröte auch nicht, weil ich zu schnell rede, wenn ich betrunken bin, bin ich denn schon betrunken?, vielleicht trägt ja die Kröte auch ein Hörgerät, und mit dem Hörgerät an ist das Geschnatter von uns Nichtkröten wahrscheinlich nur verzerrt zu hören, oder das Hörgerätmikrofon kann die Datenmenge nicht in angemessener Geschwindigkeit prozessieren und bleibt immer irgendwo hängen, während Anna und ich schon weiterschnattern. Weil wir mitkriegen, wie die Kröte nichts mitkriegt, reden wir einfach noch schneller und fangen dann, während die Kröte schon wieder aufs Klo geht (wer hat hier eigentlich ein Suchtproblem?), fangen wir also wieder an, über die Kröte selbst zu quatschen.

Kröte  
Flöte

Anna und ich sitzen beim Wildbraten im deutschen Restaurant in der amerikanischen Provinz und quatschen über die hörbehinderte Kröte.

Nach zehn Minuten schon wie betrunken, obwohl wir noch fast nichts getrunken haben, Anna noch gar nichts getrunken hat, weil Anna nichts trinkt, weil Anna nämlich hier die Alkoholikerin ist, nicht ich. Was sie jetzt schon wieder erzählt, was sie allen erzählt, obwohl Anna seit siebzehn Jahren nichts getrunken hat, keinen Schluck. Darf man sich dann überhaupt noch Alkoholikerin nennen, frage ich mich.

Darf man sich dann überhaupt noch Alkoholikerin nennen, frage ich Anna.

Alkoholikerin bleibst du für immer, sagt sie stolz.

Als ich Anna heute Morgen anrief, um nach der Adresse des Restaurants zu fragen, sagte sie, ich kann jetzt nicht, ich muss gleich zum AA-Meeting. Ist immer irgendwo gerade ein AA-Meeting, überall auf der Welt. Vielleicht sollte ich mal mit, denke ich und bestelle noch ein Glas Rotwein.

Die Kröte ist zurück und lutscht allein gelassen am Wildbraten und hat die Hoffnung aufgegeben, hier noch heute ein Gespräch zu führen. Gackern, glucksen, grinsen. Die Kröte blickt schon bisschen böse aus ihren Krötenaugen und bereut es wahrscheinlich gerade, mitgekommen zu sein. Blickt mich krötig an, denke ich, obwohl sie mit dem Hörgerät, war wohl ein Auslaufmodell, gar nix mehr mitkriegen kann, denke ich.

Dick  
Fick

Ich stelle mir vor, die Kröte sitzt da mit lädiertem Hörgerät, das eine Fünf-Sekunden-Verzögerung eingebaut hat und wahrscheinlich auch einen Zensor, der schmutzige Worte rausnimmt oder durch ein Piepen ersetzt, wie im amerikanischen Fernsehen, und lutscht alleine auf seinem Wildschwein oder hat das Hörgerät schon längst abgeschaltet.

Dann sagen wir auch nichts mehr.

Ich gucke Anna an. Ihr Gesicht ist auch ungeschminkt schön. Einen Haarschnitt hat sie praktisch nicht. Sie könnte tatsächlich ein bisschen mehr Styling vertragen. Andererseits mag ich Menschen, die so uneitel sind, dass sie sich nicht für ihr Aussehen interessieren. Die ihre Schönheit für Intelligenz opfern. Die ein bisschen wirr sind, aber es schaffen, einem regelmäßigen Job nachzugehen. So ist Anna. Sie ist so intelligent, dass sie kein Problem damit hat, albern zu sein. Ich glaube, ich wäre gerne auch so. Ja, ich wäre gerne wie Anna. Als wenn das die Lösung für meine Probleme wäre. Aber ich brauche eine Lösung in meinem Leben, nicht die Lösung aus einem anderen Leben. Wenn ich noch weitertrinke, gebe ich ihr einen Kuss. Wenn wir Männer wären, würden wir jetzt ab nach Hause. Wenn da nicht die Kröte wäre, denn da hockt ja noch die Kröte. Anna hat die Kröte schon fast vergessen, glaube ich, genauso wie ich. Ob die ihren Mann immer so behandelt?

Komm mit raus, sagt Anna.

Eine rauchen.

Meine erste Zigarette seit zehn Jahren.

*Ithaca, NY, November 9*

Seit ich in Amerika lebe, gehe ich jeden Tag, Tag für Tag, ins Gym. Egal, was sonst so los ist. Um durchzuhalten, um tough zu werden. Meine homosexuelle Leidenschaft soll mich nicht in die Irre führen. Denn das Leben ist Kampf, Spiel und Kampf. Das ist in Wahrheit mein Job, denke ich, Muskeln trainieren, hart werden, ein Amerikaner werden. So wie Jack, mit Holzfällerhemd und Pick-up-Truck. Alle wollen Amerikaner werden, auch die, die so tun, als sei es anders. Jedenfalls sehen sich doch alle Abend für Abend im Fernsehen an, wie das geht.

24

CSI New York

CSI Miami

Criminal Intent

Law and Order

Crossing Jordan

Da kommt die Kröte. Die Kröte verabschiedet sich gerade von zwei Mädels. Die sehen aus wie höchstens sechzehn. Einige konzentrieren sich zwischenmenschlich nur noch auf die Studenten, sonst lernt man ja auch keinen hier kennen in diesem Kaff. Ich finde das sozialmäßig kaputt, grundkaputt.

Studentenficken.  
Steh ich nicht drauf.  
So alt bin ich noch nicht.

Anna und Marco und ich vor dem Norman-Bates-Psycho-Department. Für einen Moment ist es komisch. Wegen dem Wildschweinabend oder wegen Marcos Studentinnen oder ich weiß auch nicht. Weil es Dinge zwischen uns gibt, die noch keiner verstanden hat und über die man nicht reden darf. Anna und Marco, Anna und ich.

*Last night with Anna I felt connected.  
I didn't have that feeling, in a long, long time.*

Ich gehe jetzt ins Gym.  
Marco guckt mich an, als wollte er was sagen. Aber ich glaube, er traut sich nicht, solange Anna dabei ist, fällt mir jetzt ein, wo ich nicht betrunken bin.  
Was für eine Zeitverschwendung, sagt sie und rollt so komisch mit den Augen.  
Ich hatte recht: Anna ist manchmal sehr streng.  
Sie guckt Marco an. Wie Frauen mit ihren Männern umgehen.  
Armer Marco, denke ich auf einmal.  
Erst macht er mich aggressiv, dann tut er mir leid. Gegenüber Heten habe ich immer so übertriebene Reaktionen. Weiß meistens nicht, was ich mit ihnen anfangen soll. Ich weiß im Moment sowieso nicht, was ich mit Männern anfangen soll. Ausgerechnet mit Marco.  
Vielleicht komme ich später nach, sagt die Kröte.  
Ich muss noch mein Sportzeug holen.

Anna und Marco fassen sich nie an, so als wären sie gar kein Paar.

Ich finde, sie passen auch gar nicht zusammen.

Anna sagt, ich gehe in die Bibliothek, und guckt uns abwechselnd an. Jetzt nicht mehr streng. Ich glaube, sie denkt, wir werden nun Freunde. Marco und ich. Zu dritt zusammen, nicht zu zweit, nicht mehr allein.

Für Menschen, die an der Uni arbeiten, ist das Gym umsonst. Nur deswegen gehe ich hierher und nicht in das Luxusgym, wo die anderen Professoren sind, denn akademische Berufsanfänger sind arm. Ich bin arm. Auch wenn es nervt, wenn die kleinen Kinder dort kreischen und grölen. Alle andern hier sind zwanzigjährig, sodass man mit fast vierzig schon fast als Freak erscheint. Alle andern hier sind reich und geben an, mit ihren neuen Nike-Sneakern und iPods, während man als Assistant Faculty kaum über die Runden kommt. Zwanzigjährig und reich und auch noch *gut aussehend*.

Plane trotz potenzieller Erniedrigung jeden Tag hierherzukommen, jeden Tag zwei Stunden, weil es sonst nichts zu tun gibt. Früher bin ich immer mit Jack gegangen. Zwei Muskelmänner zusammen im Gym. Wirklich gewordene Pornofantasie. Jedenfalls fühlte ich mich im Gym immer super, wenn er in meiner Nähe war. Wir guckten uns an und manchmal gab er mir einen Kuss. Manchmal reichte es schon, wenn noch einer da war, wenn man nicht immerzu überall alleine rumhängt. Wenn man sich in Gesellschaft mit einem zeigt, nicht nur, um sich zu zeigen, sondern weil man zwischendurch mal zu dem hinkann. Auch

wenn es sonst zu zweit, allein zu zweit, nicht immer nur so toll ist. Dafür sind dann Paare nicht ganz überflüssig, muss ich leider sagen, kann man das Modell «Paar» noch nicht komplett ausrangieren. Aber es muss ja nicht gleich eine Beziehung sein. Reicht ja vielleicht auch ein Trainingspartner. Ja, ich hätte gerne einen neuen Trainingspartner.

Da kommt Marco.

Als weniger routinierter Gymgeher versteht Marco nicht, dass Gymgespräche nicht länger als zwei Minuten dauern können, denn mehr Zeit darf zwischen zwei Übungen nicht vergehen. Versteht auch nicht, dass man beim Sprechen zwischen den Übungen nicht so nah rankommen soll, er berührt mich ja fast, sodass man nicht mehr weitermachen kann, weil nicht genug Platz für die Übung selber ist, weil Marco so dicht neben einem steht und man ihm dann sagen muss: Geh bitte mal drei Schritte zurück! Ist das jetzt schon wieder ein Hörgerätproblem oder was? Ich hatte mir vorgenommen, nett zu sein, weil er mir leidtat, wegen Anna, aber jetzt nervt er schon wieder.

Wenn Anna weg ist, ist Marco total enthemmt. Daran kann man sich vielleicht gewöhnen. Woran ich mich aber nicht gewöhnen will, ist, was Marco anhat. Ich habe ihm gezeigt, wo die Umkleidekabinen sind, damit er sich dort, wie alle andern auch, in Ruhe umziehen kann. Ich habe sogar angeboten, ihm eines meiner Schlösser für den Spind zu leihen, aber Marco zieht sich lieber im Trainingsraum um.

Er kommt in den Raum rein, wo gerade 50 Cent läuft, setzt dann



seinen Rucksack auf die Bank der Bench-Press, auf der ich gerade meine Übungen mache, und fängt an, sich auszuziehen. Mitten im Raum. Da gucken die anderen Jungs schon mal rüber. Gleich darauf tun alle so, als wäre nichts gewesen, weil in Wirklichkeit keiner daran interessiert ist, Marco beim Umziehen zuzugucken. Alle machen mit ihren Übungen weiter, außer ich, weil ja Marco gerade meine Bench-Press als Ablage benutzt. So gut sind wir wirklich noch nicht befreundet. Nur wegen der Zwangspause und aus überhaupt keinem anderen Grund rede ich also schon mal mehr als zwei Minuten mit Marco, anstatt weiter meine Chest-Übungen zu machen.

Dann ist er fertig mit Umziehen. Dies ist der Augenblick, wo sich alle im Gym sicher sind, dass wir beide ein Paar sind. Alleine kann man nicht wirklich schwul sein. Erst zu zweit beginnen alle andern sich vorzustellen, was man wohl zusammen macht, wenn die andern mal nicht dabei sind. Jack und ich, das Dreamteam im Gym, da ist der eine oder andere beim Duschen gerne mal dazugekommen. Jetzt werde ich geoutet, weil der ignorante ostdeutsche Kollege in seiner schwarzen Schwedenhose so lesbisch-schwul aussieht, dass man selber gleich zu den Perversen mit dazugezählt wird, wenn man sich mal länger in seiner Nähe aufhält.

Ich muss jetzt gehen.

Marco guckt mich an – traurig oder was? Ich weiß nicht. Ich werde nicht schlau aus ihm. Er benimmt sich in jedem Moment immer wieder anders, vollkommen anders, als wenn er gar keine stabile Persönlichkeit hätte.

Diesmal weiche ich seinem Blick aus.

*Ithaca, NY, November 10*

Gisela sitzt nebenan auf dem Drehstuhl, schlenkert mit den Beinen in der Luft herum und pfeift bekannte Melodien aus ihren Lieblingsmusicals wie eine professionelle Schwulenmutter. Dabei blättert sie in der von ihr abonnierten Gartenzeitung und schneidet mit einer Nagelschere Blumenmotive aus, die sie am Nachmittag ins mitgebrachte grüne Lederimitatalbum neben die Fotos ihrer Enkelkinder klebt. Ich warte darauf, dass sie geht. Ist ja wie in einer betreuten Wohngruppe hier, nur wer hier wen betreut, nicht ganz klar.

Gisela macht Feierabend.

Endlich bin ich allein.

Ich gehe ins Büro nebenan und hole die Flasche aus dem Regal.

Mein Handy klingelt.

Hallo Anna.

Wir fahren morgen nach New York.

Kommst du mit?

Hätte Lust, das Wochenende mit Anna zu verbringen.

Hätte vielleicht sogar Lust, das Wochenende mit Marco zu verbringen.

Habe aber keine Lust, das Wochenende mit Anna *und* Marco zu verbringen.

Immerhin gibt's da noch paar Schwule, sage ich, weil ich mich nicht entscheiden kann. Ich könnte mir in Chelsea im Sportstudio eine andere Muskelschwuchtel suchen. Mit der könnte ich dann eine Wochenendbeziehung aufbauen. Oder regelmäßig trainieren.

Muss denn immer alles schwul sein, fragt Anna. Habe mich mit meiner Jack-Geschichte ja umfassend geoutet, gleich am Anfang schon geoutet, ist ja auch nicht zu übersehen, sie ist ja nicht blöd, wenn auch als Fag Hag etwas unerfahren. Trotzdem will Anna nichts davon hören, oder versteht nicht, was es bedeutet, oder ich weiß auch nicht. Immer, wenn ich davon spreche, dass ich eine Schwuchtel bin, ist sie beleidigt. Ich finde das wahnsinnig egozentrisch. Ich glaube, sie will sich einfach nicht vorstellen, dass es eine Welt gibt, in der sie nicht vorkommt.

Ich finde, Schwule achten zu viel auf ihr Äußeres, sagt sie und sieht selber meistens so aus, na ja, als sei sie gerade aus dem Bett gekrochen. Nein, ich wünschte mir schließlich doch, sie würde etwas mehr auf ihr Äußeres achten. Ich frage mich gerade, ob Anna wirklich eine geeignete Fag Hag ist oder ob ich mir eine andere suchen muss, mit größeren Titten und bisschen mehr Schminke im Gesicht. Ich habe plötzlich den Verdacht, dass Marcos Schwedenhosen in Wirklichkeit ihr gehören.

Ich bin jetzt echt für einen Themenwechsel.

Warum bist du überhaupt mit der Kröte zusammen? Frage ich sie.

Anna lacht.

Wir sind verheiratet.

Als wenn das eine Antwort wäre.

Das ist keine Antwort.

Komm mit nach New York, sagt sie, dann erzähle ich es dir.

Die Alternative zu einem Wochenende mit Anna und Marco in New York heißt gerade, meinen Samstagabend unbezahlt mit vierzig- bis sechzigjährigen Menschen in überheizten, fensterlosen Räumen bei Neonlicht zu versitzen, während das Englisch des Gastredners im schlecht sitzenden Anzug beim Vortrag vorne so furchtbar ist, dass man überhaupt nichts versteht, auch sonst nichts verstehen würde, und schon mit nicht mal vierzig verbittert auf die auberginefarbene, silberdurchwirkte Stola der Leiterin des Departments für Vergleichende Literaturwissenschaften vor einem starrt, weil es sonst nichts zu tun gibt. Was ein Wahnsinn, was hier abends an der Uni bei Vortragsveranstaltungen im fensterlosen Raum mit allen anderen Vierzig- bis Sechzigjährigen abgeht. Für die das Alleraufregendste, für mich so aufregend wie ein Abendessen in durch und durch lesbischer Gesellschaft. Man fühlt sich wie vor der Geschlechtsreife.

Das ist mein Leben, sage ich zu Anna.

Silberdurchwirkte Stolas oder Marcos Schwedenhosen.

Ach, sagt Anna, Marco ist einfach nicht dein Typ.

An die Möglichkeit, dass er mein Typ sein könnte, hatte ich ehrlich gesagt noch gar nicht gedacht. Ich habe ihn bisher gar nicht als geschlechtliches Wesen wahrgenommen.

Eine Alternative zu diesen Abendunterhaltungen gibt es nicht. Nicht allein nach Hause, die beiden Flaschen Rotwein, die noch im Regal lagen, alle machen, und die nächsten drei oder fünf

Stunden kostenlose Pornoseiten im Netz auschecken. Sich seinen Wohnort so aussuchen, dass noch mehr da sind, die so drauf sind wie man selber. Ist nicht ganz unwichtig. Nicht nur was Sex angeht, auch damit man nicht zum Vollidioten wird. Die anderen um mich rum sind entweder am Sublimieren oder schon im Halbschlaf. Im Lebenshalbschlaf. Nächstes Jahr werde ich vierzig.

Studenten oder Senioren.  
Dazwischen gibt's nichts.  
Praktisch keine erwachsenen Menschen.

Ich muss jetzt los, sagt sie.  
Du musst dich entscheiden.  
Ich bleibe hier.  
Okay.

Ich muss mich bewegen.  
Ich weiß noch nicht, wohin.



YOU WILL NEVER

GET MY SOUL





*San Diego, CA, December 26*

In der Flughafenhalle: Filmszene Hollywood 1930, Palmen in der Halle, nicht davor. Die Ventilatoren als Schmuck. Alle Menschen in cremefarbenen, karamellfarbenen Hosen und Hemden, so als wären sie extra dafür eingekleidet worden, gerade in diesem Moment durch die Halle zu laufen, nur für mich, jetzt. Es ist hell, der Raum leuchtet. So, als hätte das Licht selber eine Farbe. So sollte L.A. aussehen, genau so. L.A. selber sah aber nicht so aus, als ich mal da war. Die einzige Attraktion der Stadt war wochenlang weg, einfach gar nicht zu sehen. *Gloom June*: wenn im Sommer die Wolken die Stadt verdunkeln. Ohne Sonnenlicht war L.A. wie eine Dritte-Welt-Stadt, traurig, kaputt, wo man nicht hinwill, gleich wieder weg. Anstrengend, ohne dafür mit Aufregung belohnt zu werden wie in New York. Dafür sieht San Diego heute Morgen aus wie L.A.

Am Taxenstand vor dem Flughafen in San Diego, nicht in L.A., ich bin in San Diego, ich bin nicht im Urlaub, treffe ich Marco, Annas Mann Marco, obwohl sie das niemals so sagt, *mein Mann*. Ob verheiratet oder nicht, *mein Mann* finde ich die denkbar peinlichste Vorstellung eines Menschen, der einem doch nahe stehen soll, im Idealfall, den man doch hoffentlich mag. Wenn man das ganz unironisch rausbringt, *mein Mann*, als Frau, auch wenn es faktisch nicht verkehrt ist, ist da doch was schiefgelaufen. Je älter man wird, denke ich, desto unerträglicher wird Heterosexualität.

Marco steht neben mir, wissen beide nicht, was wir sagen sollen.

Gähne demonstrativ, obwohl ich nicht müde bin. Nicht damit er denkt, ich finde ihn sausaulangweilig, sondern damit die Sprechpause nicht so peinlich ist.

Du bist bloß neidisch, hat Anna gesagt und gelacht, als ich mit dem Mein-Mann-Argument angekommen bin. Ich hatte schon ein bisschen getrunken. Weil das bei euch nicht so einfach geht, hat sie gesagt, weil das bei euch *Kameraden* nicht so einfach geht, hat sie in Wirklichkeit gesagt. *Display of a sexual lifestyle*. Schon verstanden. *Heteroneid*, hat sie dann gesagt und schon wieder gelacht. Ich weiß auch nicht, warum sie immer lacht, wenn wir über das Thema «Diskriminierung» reden, ich finde es gar nicht so lustig. Nicht wirklich. Manche möchten uns immer noch am liebsten eins auf die Fresse hauen. Fressehalten dann doch besser als eins in die Fresse kriegen, wenn man sich in aller Öffentlichkeit mit seinem Mann zeigen möchte.

Marco gibt mir eine Zigarette. Seit meiner ersten Zigarette mit Anna rauche ich wieder. Marco raucht und glotzt den Mädels hinterher, die gerade im Cabrio vorbeifahren.

Die Heten könnten mit ihrem *display of a sexual lifestyle* aus Solidarität jetzt auch mal bisschen zurückhaltender sein, denke ich, aber sage ich nicht. So wie Brangelina, Brad und Angelina, die so lange nicht heiraten wollen, bis auch Homos in den USA endlich dürfen. Das Gleiche erwarte ich von meinen Freunden eigentlich auch: Heirats- und Geburtenstreik, bis wir auch mitmachen können. Wenn es andersrum schon nicht funktioniert, wenn wir nicht dürfen, was die dürfen, sollen die nicht machen, was wir nicht machen. So. Aber Marco ist ja gar nicht mein Freund. Ich

weiß überhaupt nicht, wer er eigentlich ist. Ich will es auch gar nicht wissen. Wir rauchen.

Ich würde jetzt am liebsten meine Kopfhörer aufsetzen und Moby, Pet Shop Boys oder Fleetwood Mac hören, aber so unhöflich bin ich nicht. Ich stehe stumm da mit Marco neben mir, als gehörten wir irgendwie zusammen.

*My baby*, hatte Jack zu mir gesagt. *Sweetheart*. Amerikaner haben das drauf. Das glaubt man denen auf der Stelle. *My husband, he was my husband*. Mein Macker, mein Mann. Die einzige Heterosexuelle, die zu ihrem Mann *mein Mann* sagen darf, finde ich, ist Brigitte Mira als Emmi in Fassbinders *Angst essen Seele auf*. Was glotzt ihr denn so blöd, ihr Schweine, hat sie gesagt, das ist doch mein Mann, hat sie gesagt, und dann mit verheulten Augen Ali alias El Hedi ben Salem angeguckt.

Was hast du eigentlich immer mit Marco?

Seit sie gecheckt hat, dass das Dreierding nicht aufgeht, wie von ihr gewünscht, wurde Anna immer öfter immer unfreundlicher. Paarparanoia, weil dein Mann abgehauen ist, sagt sie. Mach dich mal locker.

Dein Mann, mein Mann. Ich würde einfach niemals «mein Mann» sagen. Bäh.

Get over it. Such dir einen Neuen.

So einfach ist das.

So einfach ist das nicht.

Wir können uns auch streiten.

Anna war manchmal furchtbar pragmatisch. Aber vielleicht hieß das auch genau das Gegenteil: alles nur rein theoretisch. So un-

erfahren, dass sie einem im Leben keine guten Ratschläge geben konnte. Was sie konnte, war zuhören. Und manchmal erzählte sie mir Geschichten. Zum Beispiel von ihrem mehrfach behinderten Bekannten.

Jetzt fängt Marco selber vor mir an zu reden. Warum Kalifornien nicht nur die Utopie, sondern auch die Dystopie der modernen Welt ist. Blade Runner, Film Noir, das alles. Warum Kalifornien also das Ende der Welt ist. Ich höre gar nicht hin. Ich höre gar nicht zu. Ich setze nicht meine Kopfhörer auf, aber meine Sonnenbrille und grinse dabei, so nett ich kann. Mehr Mut habe ich im Moment nicht.

Was Anna mir erzählt hat:

Da hättest du ja auch gleich einen Türken heiraten können, hatte Annas Mutter gesagt, als sie mit Marco zum ersten Mal im Hamburger Prollvorort Pinneberg zu Besuch gewesen war und gesehen hatte, dass Marco kein GI war, mit blonden Haaren und weißen Zähnen wie 45. Noch nicht mal ein Neger. *Nicht mal ein Amerikaner!* Annas Mann war einfach ein Ossi – was Annas Mutter nur nicht so schnell mitgekriegt hatte. War ja auch nicht so leicht zu verstehen, denn Annas Mann, der damals noch ihr Bekannter gewesen war, *dein Bekannter*, sage ich immer noch, wenn ich mit Anna rede, wenn ich nicht *die Kröte* sage, sah aus wie der Gemüsetürke im Einkaufszentrum in Hamburg-Nienendorf, fand Annas Mutter. Ein schöner Mann, hatte sie gesagt, und so schöne Augen. Das sagt sonst keiner. Das sagt auch Anna nicht. Außerdem gab Annas Bekannter sich damals noch größte Mühe, mit amerikanischem und nicht mit sächsischem Ak-

zent zu sprechen. Einen anderen Mann, mit dunklen Augen und dunklem Bart, der auch noch *Marco* hieß (Marco – das war Exotik auf Ostdeutsch. Alle anderen hießen Maik oder Micha) und dessen Deutsch nicht ganz deutsch klang, hatte Annas Mutter außer im Fernsehen noch nie gesehen. Ist kein Ami, hatte Anna gesagt, ist kein Türke, hatte sie gesagt, ist ein Ossi. Andererseits *sind* Ossis die neuen Türken. Hatte Annas Mutter also eigentlich recht.

Inzwischen redet Marco nicht mehr mit mir, mehr mit den Zwei- undzwanzigjährigen, die am Taxenstand in San Diego hinter uns stehen, die er gleich mit sich, ins Hotel mitnimmt. Woher haben heterosexuelle Männer ihr Selbstbewusstsein, sogar die Ossis? – oder die erst recht. Auch die Behinderten. Ich würde jetzt sehr gerne etwas trinken, aber im Taxi gibt es ja leider keine Minibar.

*Life is too short to waste it on heterosexuality.*

Zu viert im Taxi. Die Zwanzigjährigen halten schon mal probeweise die Fresse. Marco redet. Jetzt tut er so, als kenne er mich kaum. Vielleicht sollte ich ihn mal treffen, wenn ich nüchtern bin. Oder mit ihm zusammen trinken.

We should have drinks together, sagt er zu mir auf Englisch, als könnte er meine Gedanken lesen, als er zusammen mit den beiden Frauen aussteigt, total angeberisch, damit es die Minderjährigen auch mitkriegen. Inzwischen glaube ich, sie sind noch nicht mal achtzehn. Marco dreht sich noch mal um. Einen Augenblick denke ich, er will mir einen Kuss geben. I am staying at the Sheraton. Give me a call, sagt er dann und guckt mir direkt

in die Augen, was ich auf einmal sexy finde, obwohl ich ihn sonst echt nicht sexy finde. Ich mache schnell die Tür zu, damit Marco nicht sieht, wie ich rot werde.

Ich mache meine Augen zu.

Ich mache meine Augen wieder auf.

Ich nehme die Sonnenbrille ab.

Was war das denn?

Alleine weiter, auf dem Weg zum Hotel, von Hotel zu Hotel, als gäbe es hier sonst nichts. Manchmal stehen einfach mehr Hotels rum als sonst, das war der Unterschied zwischen Stadt und Nicht-Stadt in Amerika. Paar Hotels am Pazifik, gleich an der Küste, gleich dahinter dann Highways, dann gleich gar nichts mehr. Eine Stadtattrappe, keine Stadt. Was früher wirklich mal Stadt gewesen war und in San Diego *Gas Light District* und in New Orleans *French Quarter* hieß, sieht inzwischen aus wie die Imitation einer Stadt. Nicht wie die Imitation einer europäischen Stadt, die es wirklich mal war, sondern wie die Imitationen einer europäischen Stadt in Las Vegas. Nicht zum Leben, nur zum Angucken.

Unsinn, sagt Anna, als ich vom Hotelzimmer aus am Telefon wirklich mit ihr spreche und sage, ich finde San Diego doof. Genauso doof wie New Orleans. Dass ich gerade ihren Mann getroffen habe, der mit zwei Achtzehnjährigen – inzwischen glaube ich, sie waren höchstens siebzehn – im Hotel verschwunden war, und dass ich rot wurde, als er mich zum Schluss so angeguckt hat, dass ich wohl mit ihm *geflirtet* habe, das lasse ich jetzt mal weg.

Jeden Winter auf die MLA – die nordamerikanische Konferenz der Modern Language Association. Literatur-Vernichtungskonferenz, sagt Anna und kommt nur, wenn es nicht anders geht. Dieses Jahr bleibt sie zu Hause. Ich wäre auch lieber zu Hause geblieben, doch:

Ich brauche einen neuen Job.

Ich brauche einen neuen Freund.

Aber erst mal einen Job.

Deshalb bin ich für ein Jobinterview zur Konferenz nach San Diego gekommen. Hier trifft man Vertreter aller amerikanischen Unis, die dieses Jahr Stellen anzubieten haben. Wie auf einer großen Verkaufsmesse. Wenn sie sich für einen interessieren, hockt man irgendwann zusammen in den muffigen Hotelzimmern und unterhält sich über Freud und Goethe. Wenn es gut läuft, laden sie einen zum Vortrag auf ihren Campus ein. Dort entscheidet sich dann, ob man den Job bekommt. Entweder ich kriege eine neue Stelle oder ich muss nach meinem Ein-Jahres-Job in Ithaca zurück nach Deutschland. Aber ich will nicht zurück, noch nicht. Amerika ist mein Zuhause, wenigstens gibt es kein anderes.

Mit einem Job würde ich also in Amerika bleiben können. Auch wenn Arbeit mir als das Unwirklichste erscheint, eine Arbeit, die immer dieselbe Arbeit sein soll, jeden Tag. Angestellendasein unbedingt verhindern, das ganz kaputte Leben noch vermeiden. Man musste ein ironisches Verhältnis dazu haben, klar, das musste man aber auch erst mal hinkriegen. Übermorgen habe ich ein Jobinterview mit Columbia University. War mir nicht si-

cher, ob ich von der Aussicht deprimiert war oder Angst hatte, dass es nicht klappt.

Du musst aus dem Hotel raus. Geh vor die Tür. San Diego ist schön. So schön wie San Francisco, sagt Anna.

Aber San Francisco ist eine Rentnerstadt, finde ich. So weit ist es noch nicht. Eigentlich gibt es für mich nur New York. Außerdem mag ich keine Städte, in denen immer die Sonne scheint. Ich bleibe auf meinem Zimmer. Ich mag Hotels. Komfortabler als mein Obdachlosenheim, und man kann gleich wieder weg. Ich habe noch drei Tage.

Ich habe deinen Bekannten getroffen, sage ich, um das Thema zu wechseln, *die Kröte*. Anna lacht, angestrengt.

Du rennst ihm hinterher.

Er rennt mir hinterher.

Wir müssen mal über Marco reden, sagt sie.

Das glaube ich auch.

Aber wer wollte schon über Probleme reden. Ich nicht, Anna nicht. Telefonieren funktioniert nicht. In Wirklichkeit funktioniert Telefonieren nicht. Was soll man tun, wenn man nicht reden will, aber muss, weil man am Telefon ist? Am anderen Ende der Leitung laut atmen? Das klappt nicht mal beim Telefonsex. Dann rede ich mal, denn ich will nicht, dass sie auflegt. Dann sage ich mal, was bei mir gerade läuft, ich meine nicht läuft. Denn ich will jetzt nicht allein sein.

An der Uni arbeiten, an der Uni leben. Schon nach paar Jahren kann man sich nix anderes mehr vorstellen. Nicht weil man so



so glücklich wäre, sondern weil man nach kürzester Zeit für alles andere komplett untauglich wird.

Midlife-Crisis sagt man dazu, sagt Anna, als wenn sie das schon hinter sich hätte.

Meine Karriere hat noch nicht mal richtig begonnen, sage ich.

Midlife-Crisis soll ja wohl heißen: Die Zeit wird knapp, die Möglichkeiten knapper, jetzt zeigt sich, was du aus deinem Leben gemacht hast. Warum man wirklich ein Problem hat, wenn man nach der akademischen Ausbildungszeit von circa zwanzig Jahren mit vierzig seinen ersten bezahlten Job bekommt: weil Berufseinstieg und Midlife-Crisis dann praktisch zusammenfallen.

Anna sagt: Ich muss jetzt wirklich los. Gib mir deine Nummer. Wir reden später.

Allein im Hotel. Kein Independent-Movie-Motel, wie im David-Lynch-Film, sondern Dreißiger-Jahre-Glamour, Mae West und Jean Harlow. Mein Zimmer sieht aus wie in Hollywood, schon wieder alles wie in Hollywood. Ich lasse mich mit einem Vodka Red Bull in der Hand in einen der beiden Sessel fallen, cremefarben, nicht cremefarben, Bourbon-Vanille, im Sessel direkt vor dem Fenster, mit Blick auf den Ozean, der heute nicht grün aussieht, auch nicht blau. Der Ozean sieht aus, als wäre er weiß. Das Licht blendet. Noch einen Vodka Red Bull. In einer halben Stunde beginnt die «Cash Bar» der Queer Studies Association. Eine Cocktailparty für Lesben und Schwule, endlich wieder mal paar Schwule, bei der man seine Drinks aber selber zahlen muss.

Es wird nicht auffallen, wenn ich schon was getrunken habe. Die meisten haben schon was getrunken.

«Social Anxiety» sagt man dazu, hat Jack gesagt, als wir noch miteinander gesprochen haben. Ich habe im selben Moment gewusst, dass es ein Fehler war. Ich hätte ihm nie erzählen dürfen, dass ich gerne trinke. Hätte er irgendwann auch von alleine rausbekommen. Nach Feierabend saufen, mal mehr, mal weniger. Bin ich Alkoholiker? Hat er sich deswegen von mir getrennt? So genau wollte ich es gar nicht wissen. Immerhin habe ich die Trennung von Jack schon hinter mir. Anna und Marco haben ihre noch vor sich.

*San Diego, CA, December 26*

Wir tragen ja Verantwortung als Intellektuelle, meine ich, meint die Lesbe, die die Begrüßungsrede bei der Queer Cash Bar hält, denn wir sind die Avantgarde, sagt sie. Kann mich nicht auf das konzentrieren, was sie sagt. Ich gucke auf ihren karierten Polyester Schal, Grundfarbe Beige, der trotz fünfundzwanzig Grad und zu hoher Luftfeuchtigkeit in den fensterlosen Innenräumen umständlich um ihren Hals gewickelt ist. Der Schal passt genau einmal rum. Aber so knapp, dass er alle zwei Minuten runterfällt und sie ihn während ihrer zwanzigminütigen Begrüßung – auch Amerikaner haben manchmal kein Gefühl für Timing – mindestens zehnmal zurücklegen muss, als wäre das chic. Ist nicht chic, ist doof, total doof.

Falsch verstandene Eitelkeiten geschmacksgeschädigter Lesben, modernäßig mindestens zwanzig Jahre hinterher. Eitelkeiten, die erst recht als Eitelkeiten erkennbar sind, weil sie als Mode schon längst nicht mehr funktionierten. Das Missverständnis in der lesbischen Schalwahl, dass die unmodische Eitelkeit als Eitelkeit weniger zu erkennen wäre als die modische. Unwahr, ist genau umgekehrt. Ich gehe zur Bar.

Vodka Red Bull.

Gibt's hier nicht.

Okay, Vodka.

We only have wine.

Give me a glass of white wine.

Der dicke Mann guckt mich durch seine verschmierte Brille an. Erst denke ich, er will mit mir flirten. Dann verstehe ich, dass er sich Sorgen macht. Weil ich schon so betrunken aussehe.

Queer Studies hauptsächlich als Deckname für Lesbian Studies, nicht Gay and Lesbian Studies, denn Männer gibt's hier nicht. Das mit der lesbisch-schwulen Solidarität an der Uni hat nicht geklappt. Die Männer haben sich verabschiedet. Schwule gönnen sich inzwischen den Luxus, dumm zu bleiben. Die drei, die dageblieben sind, voll hässlich. Schon mit fünfunddreißig Bäuche, keine Frisur (wie bei Anna), alles verloren, das Ende. Ich stehe mit meinem halb leeren Glas an der Bar und denke, unter anderen Umständen hätte ich das rührend finden können, den Schal mit der Lesbe dran, oder wenigstens witzig. In diesem Umfeld leider gar nicht, tut mir leid. Das deprimiert. Das war doch Terror.

Can I have another glass of wine, please.

Die verschmierte Brille guckt mich an und sagt:

I think you had enough, Sir.

So redet nur Jack mit mir.

Ich hätte ihm gerne meinen Wein über die Brille geschüttet, aber das Glas war ja leider schon leer.

Nach der Rede auf ihr aggressives Fehlverhalten angesprochen, begründet die Akademikerlesbe den Aktualitätsabstand ihres Auftretens damit, dass sie selbst ja nicht dem Modediktat unterworfen wäre, als Lesbe nicht, als Intellektuelle nicht, zweimal deutlich Nein zur Mode, und sie sich so von der vom Markenfetischismus verführten heterosexuellen Durchschnittsfrau deutlich distanziert. Sie als intellektuelle Türkenlesbe, so sagt sie, würde Mode ja parodistisch imitieren. Ganz falscher Sprechsound. Täterlesbe, nicht Türkenlesbe, denke ich, aber sage ich nicht und gucke betreten auf den Lesbenschal. Das ist der Augenblick, wo ich mich als homosexueller Mann echt ausgegrenzt fühle.

Ich rülpse.

Offensichtlich habe ich meine Körperfunktionen nicht mehr ganz unter Kontrolle, wie ein alter Sack, und bin mir nicht sicher, ob die Lesbelesbe es mitkriegt. Inzwischen ist ihr ein Mundwinkel abgesackt. Hat sie wohl was gemerkt.

Was hörst du eigentlich für Musik, frage ich schnell, damit mein Rülpsen wieder in Vergessenheit gerät, frage ich die Täterlesbe, die nicht nur Ingrid heißt, sondern tatsächlich ein bisschen wie Ingrid Bergman aussieht («mein Vater kommt aus Istanbul und meine Mutter aus Flensburg»), was die Sache aber auch nicht besser macht, und die keine Ahnung hat, was ich will, und keine

Antwort auf meine Teenie-Frage weiß. Um davon abzulenken, kümmert sie sich um ihren abgerutschten Schal. Hat sie diesmal bisschen nachgeholfen. So funktioniert das also. Der Schal nicht nur als Hilfsmittel, um durch die dramatische Geste des Umwerfens den bisschen dünnen Ideen beim Vortrag mehr Ausdruck zu geben. Er dient auch dazu, peinlich werdende Kommunikationspausen zu füllen.

Wenn man die richtige Musik hört, dann klappt's auch mit dem Styling. Ich wette, die Lesbe hört nur Country und kennt Kylie und Madonna nur aus Genderseminaren. Geht eben auch nicht, wenn man sich die Ausgearbeit spart. Richtige Musik ist ein gutes Rezept gegen Styling-Unfälle, sage ich laut zu Ingrid und überlege, ob ich ihr diesmal helfen soll, den wieder weggerutschten Schal um den Hals zu legen. Ob sich dann was ändern würde, jetzt an ihrer Lage. Ich komme einen Schritt näher. Ingrid sagt nichts, aber lacht. Lacht so, dass man nicht wirklich weiß, ob sie lacht oder nicht lacht, wie das Lesbenlachen jetzt zu deuten ist, weil sie sich selber noch nicht entschieden hat, ob sie meinen Beitrag ironisch oder als Beleidigung auffassen soll. Sie guckt mich noch einmal an, vielleicht guckt sie mich sogar zum allerersten Mal an, aber gleichzeitig auch zum letzten Mal, denn dann entscheidet sie sich – anders als Anna – lieber fürs Beleidigtsein und knotet ihren zu kurz geratenen Polyesterschal, der beim lesbischen Pseudolachen inzwischen wieder runtergefallen ist, feste um den Hals und verlässt, ohne ein Wort zu sagen, den fensterlosen Konferenzsaal. So viel zur lesbisch-schwulen Solidarität, rufe ich ihr hinterher.

Die Leute um mich herum lachen. Sie denken, es war ein Witz.

Ich sollte jetzt besser gehen.

Man muss nicht nur wissen, wie man *nicht* leben will, fällt mir da ein, als ich im Fahrstuhl in Gedanken immer noch bei Lesbe plus Schal festhänge. Die Lesbe kann mir nicht weiterhelfen. Die zu beschimpfen macht zwar Superspaß, ist aber auch pubertär, das darf ich nicht vergessen, wie pubertär das ist, und dass man nicht in der dumpfen Dauerpubertät kleben bleiben darf. Das ist auch keine Lösung. Man muss sich vorstellen können, wie man leben will, auch wenn die Pubertät, die bei Schwucken bisschen länger dauert als beim Restdurchschnitt, dann irgendwann doch um ist. Die Fahrstuhltür geht auf und

Jack kommt herein.

Im Fahrstuhl vor mir: mit hellblauem Tank-Top, glänzenden weißen Shorts und five-o-clock-shadow. *Vierzigjährige Schwule, die ihre Freizeit im Gym verschwenden*, denke ich. Jack grinst. Wie ich dieses Grinsen hasse. Jedes Mal, wenn er so grinst, jedes Mal, verliebe ich mich wieder sofort, ob ich will oder nicht. Ich will nicht.

Hi.

Hi.

I didn't know we were in the same hotel.

I didn't know you were here.

How is it going?

Good. You?

Very good.

You look great.

You too.

Thanks.

Ich habe einen dreistündigen Flug hinter mir und die letzten vier

Stunden getrunken. Meine Augen sind rot, meine Haut glänzt. Ich war zu faul zum Duschen. Jack hat gerade geduscht. Ich kann es riechen. Er duscht vor dem Sport. Vor dem Sport und nach dem Sport. Er riecht immer gut. Wie ich das hasse. Er steht dicht vor mir. Der Fahrstuhl ist eng, mir wird schwindelig. *I could use a kiss from him. I would feel much better.* Obwohl Jacks Deutsch besser ist als mein Englisch, sprechen wir meistens Englisch miteinander. Ich mache kurz die Augen zu. *Never can say good-bye.* Doof, aber wahr. Liebe suchen. Verliebt sein. Um Liebe trauern. Meine Liebesgeschichten werden immer zu Liebeskummergeschichten. (Wer hat gesagt, dass Liebe glücklich macht?) Am liebsten würde ich meine Stirn an Jacks Kopf drücken, hinter sein Ohr, wo die Haare anfangen, wo er am allerallerbesten riecht. Der Fahrstuhl hält und die Tür geht auf.

See you.

Ich reibe mir die Augen, als hätte ich gerade geträumt. Am liebsten hätte ich nur geträumt. Ich beschließe, dass es nur ein Traum war. Alles andere wäre jetzt zu kompliziert. Über Jack nachdenken. Alles ist besser, als an Jack zu denken. Ich werde ihm so lange hinterhertrauern, bis ich jemand Neues gefunden habe. Aber im Moment habe ich Wichtigeres zu tun. Ich sollte mich auf mein Jobinterview vorbereiten.

*You know, I really don't need a boyfriend right now. I don't.*

Ich gehe auf mein Zimmer.

Nicht mehr ganz frisch, versuche ich allein im Kopf die Diskussion zu starten, die ich mit der Lesbe gerade eben nicht hatte. Die ich auf der MLA eigentlich noch nie hatte. Kritik und Kunst,

Kritik und Kunst, was ist der Unterschied zwischen Kritik und Kunst? Ist doch eine wichtige Frage. Dabei geht es doch um was. Darum geht es doch für mich. Kritik alleine reicht nicht, denke ich dann, als ich an die Lesbe und ihr Styling denke. Dann Kritik der Kritik, undsoweiter. Wen das noch interessieren soll. Reicht aber auch nicht, nur pubertär die Lesbe zu kritisieren, oder Osis, oder Heten. Man muss sich vorstellen können, wie man glücklich wird. Wie das mit dem Glücklicherwerden ging.

### 1. Wahrheit

*Kritik kann sagen, wie wir nicht leben sollen. Kunst muss sagen, wie wir leben können. Ästhetische Entscheidungen treffen, nicht moralische. Ich will ein Künstler und kein Denker sein. Die akademische Depression: wahr, aber bequem. Man muss riskieren, glücklich zu sein. Glück ist die Existenzberechtigung des postreligiösen Menschen. Glamour die Religion der Narzissten.*

In der Minibar gibt es keinen Weißwein, aber Tequila.  
Tequila schmeckt nicht, wenn man ihn aus der Flasche trinkt.  
Ich trinke trotzdem.

*Man muss riskieren, glücklich zu sein.*

Die Lesbe kann einem da nicht weiterhelfen, Jack konnte mir weiterhelfen. Felix und Jack.

Kurz bevor er sich von mir getrennt hat, habe ich gedacht, es könnte alles noch einmal anders sein. Als würden wir, wenn wir redeten, noch glauben, dass alles ging, dass immer noch alles ging. Als würden wir nicht vorsichtig die Sätze vermeiden, die wir schon kannten, die uns in Schwierigkeiten brachten.



*Can I have another drink?  
I think you had enough.*

Wo es nicht weiterging.

Als wir uns das letzte Mal im Café gegenübermaßen. Wie gut er auf einmal aussah, dachte ich. In diesem Licht. Wie mein Mann. Mein schöner Mann, dachte ich, wenn ich ihn ansah, schön und sexy, als wenn das ein Widerspruch wäre.

Was ist denn?, hatte er gesagt und gelacht, als wenn ich das nicht durfte.

Ihn angucken, wenn er lacht. Als wäre das zu intim.

Als wenn wir uns zum ersten Mal sehen würden, als wenn wir uns gerade verliebten, als wenn es Liebe auf den ersten Blick wäre, wieder wie zum ersten Mal, auf den ersten Blick, jedes Mal, jetzt.

Als erinnerte er sich nicht an gestern Abend, an die anderen Abende.

Oder es störte ihn nicht. Es störte ihn nicht, wenn wir uns nichts zu sagen hatten. Als fände er nicht, dass das nicht ging. Dass man was dagegen tun müsste, widersprechen, daran arbeiten, was auch immer, ich wusste es auch nicht. Man durfte es nicht akzeptieren.

Er fand wohl, so war das Leben.

Er wollte mir noch etwas erzählen, aber mitten im Satz hatte er aufgehört.

Als hätte er es sich anders überlegt und würde lieber doch nicht sprechen.

What's the word?, aber dann fiel es ihm nicht ein.

Es fällt mir nicht ein, hat er gesagt.

Warum das Nichtssagen dann so schön war, obwohl es sonst was machte, mir wenigstens. Ich war fast glücklich gewesen und er sah auch so aus.

Am nächsten Morgen hat er sich von mir getrennt.

Ich bin betrunken.

Ich rufe Anna an.

Ich dachte, wir wären ein perfektes Paar, sage ich.

Anna sagt nichts.

Es war doch alles wie im Märchen.

Fast hätte ich geheult, aber ich mache eine kurze Pause, um mich wieder zu beruhigen.

Was haben wir falsch gemacht?

Perfekte Paare gibt es nicht, sagt Anna.

Wenn ich betrunken bin, wird sie einsilbig. Ihre AA-Kameraden haben ihr wohl gesagt, dass sie keinen Kontakt mit Alkis haben darf. Und sie glaubt, ich bin einer. Mit Jack habe ich mich immer gestritten, wenn ich besoffen war.

People will go on dangling for years in front of one major choice. Often to do with employment or love object. Being too smart

could easily mean you have no direction in life, hat Jack besserwisserisch bei einem unserer letzten Streits gesagt, because you don't really believe it. Einer seiner Sätze, die zugleich ein Kompliment und das Gegenteil davon waren.

Jack war nicht mal besonders begabt. Er hatte nicht jeden Morgen beim Aufstehen neue Ideen im Kopf. Er war nur selbstbewusst. Er musste sich nicht immer wieder fragen, wer er war. Schon vor dem ersten Kaffee war er so klar im Kopf wie ich höchstens zwei, drei Stunden am Tag. Ich brauchte Pausen, Ablenkungen. Ich verlor mich und fand mich wieder – wenn ich Glück hatte. Ich sage zu Anna:

Wir waren erst ein paar Tage im neuen Haus gewesen, als das Jobangebot von Yale kam. Er hat sich sofort entschieden. Yale war besser als Cornell. Also ab nach Yale. Nicht nur weil er ein Karrierist war, sondern weil er gemerkt hat, dass an unserer Vorstadtidylle etwas nicht stimmt. Er hat es genauso gemerkt wie ich. Ich glaube, er hat gewusst, dass ich für das akademische Vorstadtleben eigentlich nicht zur Verfügung stehe. Er hat es eher gewusst als ich. Für mich war dieses Leben ein Experiment, für ihn waren die Experimente vorbei. Für ihn war es das Leben, das er wollte. Ich passte nicht mehr in sein Leben. Ich passte nicht mehr in mein Leben.

Dann war er weg.

Vielleicht hatte er ja recht, sagt Anna.

Ich weiß nicht, was sie meint.

Man muss ein Ziel haben, dann ist das Leben besser, sagt sie.

Ach so, na klar, ja.

Ich war neidisch auf Menschen, die wussten, was sie wollten. Von außen sah das immer toll aus. Obwohl diese Strategie einen auch leicht zum Lügner machte. Sätze, mit denen man seine Willensstärke beweisen will, klingen außerdem niemals wirklich intelligent. Nichts wollen wie ich ist aber auch nicht unkaputt. Ich nahm noch einen Schluck aus der Tequila-Flasche.

Leben heißt für mich warten, und manchmal Glück haben, sage ich zu Anna.

Beides ist ein Privileg der Jugend, sagt sie.

Und fragt dann: Und was möchtest du werden, wenn du erwachsen bist?

Ich hatte keine Antwort.

Ich hoffe, dass mir noch was Besseres einfällt, sage ich.

Anna sagt: Lieber ein Alkoholiker mit Geld als ohne.

Und in dem Augenblick hatte ich auch keine Argumente mehr gegen einen Job an der Uni.

*San Diego, CA, December 26*

Manchmal muss ich mich daran erinnern, dass ich frei bin und tun kann, was ich will, wie ein erwachsener Mann. Ich gehe alleine in die Hotelbar. Marco sitzt da, ohne die Sechzehnjährigen. Aus den Lautsprechern kommt Norah Jones, *One Flight Down*. Ich überlege einen Moment, ob ich umkehren soll, dann setze ich mich dazu.

Marco grinst. Ist der auch besoffen? Das Eigenartige am Grinsen von Marco: dass Marco beim Grinsen die Mundwinkel nicht hochzieht, wie man es sonst vom Grinsen kennt. Bei Marco gehen beim Grinsen die Mundwinkel runter.

Hi.

Hi, there.

Sieht so aus, als wenn er gleichzeitig grinsen und sich ein Grinsen verkneifen will. Als wenn er sich für sein Grinsen schämt. Warum ist er auf einmal so nervös, er lässt sich doch sonst ganz gerne gehen? Ist immer irgendwie komisch, wenn wir uns ansehen.

Marco grinst / grinst nicht.

Bevor sie verheiratet waren, hatte Anna die Theorie, dass Marco eine Hasenscharte hatte, wie Jürgen Habermas, hat sie gesagt. Bei Habermas versteht man kein Wort, wenn der spricht. Zweihundertfünfzig Studenten sitzen im Raum und schreiben mit, wenn er redet, obwohl man nichts versteht, wirklich kein Wort, gar nichts. Ich weiß nicht, was sie schreiben.

Aber neuerdings durfte man keine Witze mehr über Marco machen. Sie waren ja schließlich verheiratet. Nur Anna durfte noch Witze über Marco machen.

Was trinkst du?, fragt Marco.

Vodka Red Bull.

Bei Marco versteht man, was er sagt, das ist nicht das Problem. Nur warum die Mundwinkel nach unten und nicht nach oben gehen, versteht man nicht. Wenn es wirklich bedeutet, dass er sich für sein nettes Grinsen schämt, dann war das eine Beleidigung. Statt freundlich von Marco begrüßt zu werden, wird man erst mal beleidigt.

Marco macht manchmal seltsame Sachen, als würde er die einfachsten Regeln des sozialen Umgangs nicht kennen. Zum Beispiel kommt Marco beim Sprechen mit seinem Gesicht immer so dicht ran, dass man denkt, als Nächstes wird er einen küssen. Anna findet das «süß».

Ich nicht, habe ich laut und deutlich gesagt, ist nicht süß, gar nicht. Außerdem will ich den Hasenschartenmund nicht um den eigenen Mund rum haben. Marco sieht allerhöchstens aus der Entfernung sexy aus, habe ich entschieden, wenn er so gelangweilt und cool ist, beinahe böse. Man kann sich dann einbilden, er wäre ein Ami oder ein Türke (was ja die Meinung von Annas Mutter war). Ich glaube, die böse Fresse macht er aber nur, wenn Frauen mit im Raum sind.

Wo sind deine beiden Freundinnen von heute Morgen? Frage ich.

Marco grinst, die Mundwinkel unten. Mit der Fresse kann ich mir echt nicht vorstellen, dass er bei Frauen punktet.

Bereiten sich aufs Jobinterview vor.

Öffentlich auf der MLA saufen war nur erlaubt für die, die schon einen Job hatten. Alle anderen saßen ängstlich auf ihren Zimmern und mussten sich aus der Minibar bedienen.

Studentinnen von dir?

Marco grinst / grinst nicht.

Ich habe mir mit Hetenmännern wirklich nichts zu sagen. Frauen, Ficken, Fußball geht nicht, und die Heten, die ich kenne, sind intellektuelle Nieten. Hetenmänner haben ja das besondere Talent, jedes Thema sofort sterbenslangweilig werden zu lassen.

Wie läuft das eigentlich bei euch, im Darkroom, meine ich?

Er ist offensichtlich besoffen.

Ich fühle mich eigentlich ganz klar im Kopf.

Ich gucke ihn an.

Wie macht ihr das: Sex, ohne vorher was zu sagen?

*Ihr.* Als repräsentatives Mitglied einer Minderheit angesprochen zu werden, darauf stehe ich ja besonders. Was soll das hier werden: Minderheitensolidarität zwischen Homos und Osis? Überhaupt, sind Osis überhaupt eine Minderheit? Mir scheint eher das Gegenteil der Fall. Marco grinst nicht mehr. *Penetrante Neugier von besoffenen Heten an der Hotelbar*, will ich aufschreiben, habe aber mein Notizbuch nicht dabei. Ohne Grinsen sieht Marco zwar nicht böse aus, dafür aber bisschen prollig.

Griff in den Schritt. Puller raus und von einem zum anderen rüdeln, sage ich und gucke Marco an, obwohl sein Gesicht immer noch zu dicht vor meinem ist.

Wirst du schnell hart?

Was?

Warum Homosex für Frauen faszinierend ist, ist klar. Schwule und Frauen wollen das Gleiche und durften früher nur heimlich drüber reden. Sexprotzdasein, obwohl an sich immer unangenehm, ist für Frauen und Homos eine Befreiung. Aber mit Hetenmännern sind Sexgespräche tabu. Wie Männer über Frauen reden, wenn sie unter sich sind, will ja keiner wissen. Und Schwulensex macht Heten meistens hysterisch. Mehr als dumme Witze waren nicht drin. Aber Marco macht weiter.

Hast du einen Großen?

Besoffenheitssprech, penetrante Ostneugierde oder ist er auf eine Weise von der Homofrage betroffen, von der ich noch nichts geahnt habe? Marcos Gesicht ist dicht dran, viel zu dicht.

Die Sechzehnjährigen haben ihm flüssiges Ecstasy ins Glas getan, oder was.

Komm, wir gehen aufs Klo, sage ich.

Sollte ein Scherz sein.

Er grinst / grinst nicht.

Meiner ist nicht so groß, sagt er.

Thanks for sharing.

Mit den Ehemännern der besten Freundin über Schwanzgrößen reden, ich weiß nicht.

Ich stehe auf, Marco hält mich am Arm.

Was willst du?

Noch 'ne Runde.

Marco guckt mich an. Das Gesicht zu dicht vorm Gesicht.

Finde ihn gerade gar nicht mehr so mehrfachbehindert.

Anna geht um zehn Uhr ins Bett und macht das Licht aus. Wie Frauen, die schon zwei Schwangerschaften hinter sich haben.

Dass ich mir das anhören muss. Schwule als Schwulenmutter für Heteros.

Dabei haben die gar keine Kinder.

Hat er jetzt kapiert, dass er prollig / böse gucken muss und auf keinen Fall grinsen darf?

Noch mal Vodka Red Bull.

Zu Weihnachten habe ich ihr ein Latexkostüm geschenkt. Sie hat es anprobiert. Dann hat sie sich im Spiegel angeguckt und totgelacht.

Warum erzählt er mir das?

Frauen sind anders als Männer, denke ich, oder Frauen sind doch nicht anders als Männer. Alle haben Angst davor, alt zu werden.

Das war der wichtige moralische Test: dass man aus Angst vor dem Tod nichts allzu Blödes anstellt. Dass man aus Panik nicht



alles falsch macht, Lebensversicherung, Eigentumswohnung, der ganze Müll.

In Wirklichkeit ging ja jede Beziehung am Sex kaputt. Kein Sex mehr, Sex nur noch mit anderen. Das Pornoselbstbewusstsein, das alles auszuhalten, hat in Wirklichkeit gar keiner.

Noch zwei Schnaps, sage ich und drehe mich um.

Marcos Gesicht zu dicht vorm Gesicht.

Zu dicht vorm Gesicht.

Zu dir oder zu mir?

*San Diego, CA, December 27*

Jeder Morgen sollte so anfangen wie ein Morgen im Hotel. Keine Gedanken daran verschwenden, dass später das Zimmer wieder so aussehen soll wie gestern und fertig war für die nächste Nacht und den nächsten Tag. Jeder Tag war ein neuer Tag und keine Folge des alten. Was gestern passiert war, musste keinen Sinn ergeben, zusammen mit dem, was heute passierte und morgen. Ich stehe auf und gehe ins Badezimmer. Drei der vier Wände sind mit Spiegeln bedeckt. Klares Licht fällt von Niedrigvolt-Halogenscheinwerfern auf die hellbraunen Kacheln. Ich stehe auf dem beheizten Fußboden. Ich schaue in den Spiegel. Ich drehe mich von links nach rechts und wieder zurück. Es gibt Ansichten meines Körpers, die ich noch nie gesehen habe. Immerzu können andere Menschen mich so sehen, wie ich mich selbst nicht sehe. Das musste man vergessen, um nicht mit Angst auf die Straße zu gehen.

Es gibt Tage, da weicht mein Gesicht dem eigenen Blick aus. Mein Gesicht ist ein Menschengesicht, langsam verändert es sich. Eigentlich finde ich Älterwerden furchtbar. Keiner gab zu, wie komplett furchtbar Älterwerden in Wirklichkeit war.

Das Telefon klingelt.

Nicht Anna.

Nicht Marco.

It's Jack.

Jack?

What's up?

Just checking in.

You looked confused the other day.

Confused?

Er meinte wohl betrunken, aber wollte es nicht sagen. Dass Amerikaner immer so höflich sein müssen.

So I was just wondering whether you're okay.

Yeah, I am good, I am good.

Hatte er ein schlechtes Gewissen? Oder sorgte er sich wirklich um mich? Fürs Wir-wollen-jetzt-Freunde-Sein war es ja wohl noch zu früh.

Just feeling, I don't know – a bit old today, I guess, sage ich.

Ich hatte Kopfschmerzen, ich hatte noch nicht geduscht. Fast hätte ich ihm von letzter Nacht erzählt. Einfach so, weil ich ihm immer alles erzählt habe. Aber es kommt mir so vor, als sei das schon Jahre her.

You are pretty enough to mourn your youth, sagt Jack.

Wieder so ein Kompliment, das gleichzeitig das Gegenteil davon war. Problem: Wenn man mit Menschen, die einen gut kennen,

eigentlich nichts mehr zu tun hat und sie einen immer noch mit solchen Wahrheiten konfrontieren.

I guess the end of our relationship was the end of my youth, sage ich.

Jack lacht.

Dramaqueen. Now it is my fault that you are getting older, *boy*? Wenn wir miteinander reden, ist es so, als hätte sich gar nichts verändert. Als würde alles für immer so bleiben. Kann es nicht einfach so bleiben? Dass wir für immer am Telefon miteinander reden? Wir haben dann eine Telefonbeziehung. Das wäre doch schön.

Yes, of course, it's your fault.

Er lacht zwar, aber sagt nichts mehr.

Ich müsste jetzt was trinken, um weiterzumachen. Doch dafür war es noch zu früh.

Wir brauchen wirklich etwas Zeit.

Abstand.

Was weiß ich.

How do you do it, I mean, getting older?

Ich wollte noch nicht, dass er auflegt.

Since I turned forty I do the man-thing, sagt Jack ganz ernst. Forty-year-old-boys aren't that successful.

Er redet, als könnte man diese Dinge kontrollieren, als wäre man der Regisseur seines eigenen Lebens. Dass einer seine Rolle ausfüllt, die richtigen Gesten kennt, und es dann seine werden. Das gibt es, das nennt man *Identität*. Und wenn sonst nichts mehr geht, lässt man sich gehen und wird zum *Bär*. Alt und fett, und überall die Haare wachsen lassen. Schwule haben ja das Talent, aus wirklich allem einen Fetisch zu machen. Aber bei Jack war Älterwerden kein Feierabendfe-

tisch. Es ging ihm nicht um Äußerlichkeiten. Er meinte es ernst.

You have to break off with things in order to get free, sagt er.  
Theoretisch richtig, aber praktisch gerade völlig falsch, mir das zu sagen.

Außerdem: Ich will noch nicht auf die Idee verzichten, in verschiedenen Welten zu leben. Ich will das Gefühl haben, dass alles noch einmal von vorne anfangen kann. Als hätte das Leben keinen Preis. Das ist kindisch, keine Frage. Und irgendwie funktioniert das Spiel nicht mehr.

You should stop falling in love with pretty pictures. You should look for a real partner.

Das von seinem Expartner gesagt zu bekommen, finde ich bisschen fies. Ich habe schließlich einmal gedacht, das sei Jack gewesen: a real partner.

This is a serious conversation.

Sorry.

Schon wieder so höflich.

Dann sind wir eben höflich.

It's nice talking to you.

Just wanted to say hello.

Let's talk again, soon.

Yes.

Bye-bye.

Bye.

Bye, baby, hätte ich fast gesagt.

Jack führte ein Leben ohne große Leidenschaften. Sie verunsi-

cherten ihn, glaube ich. Er wollte Sicherheit. Dafür brauchte er jemanden, auf den er sich verlassen konnte. Das wollte er von einem anderen Mann. Das hatte ich inzwischen begriffen. Er wollte einen *Mann* und keinen *Boy*. Wenn auch nicht unbedingt einen fetten Bären mit Haaren auf dem Bauch und in den Ohren.

Er war ein Mann, er wollte einen Mann, was immer das war, wie man das auch macht.

Wenn man das nicht über Frauen regelt.

Über Macht und Geld.

Wie denn sonst?

Er wollte keinen, der nicht wusste, was er wollte. Wusste ich nicht, was ich wollte? Ich suchte einen Prinzen, obwohl ich allein schon das Wort beschissen fand, *Prinz*. Richtig *beschissen* (und *beschissen* ist mein neues Lieblingswort). *Mein Prinz* – total beschissen. Ich wollte einen, der mich rettet. Ich machte dann das, was der Prinz wollte, mein Macker, mein Mann. Total beschissen. Ich habe das Leben geführt, das Jack wollte. Es war nicht mein Leben, sondern seins, das Leben von meinem Mann. Ohne ihn wurde dieses Leben sinnlos, weil es nie meins gewesen ist.

Job und Geld und Vorstadtleben, die heterosexuellen Riten der Mannwerdung, Jack hatte kein Problem damit. Das war sein Leben. Ich wollte mitmachen, aber es ging nicht. Immerhin, so viel Eigenständigkeit besaß ich wohl noch. Musste anders gehen, wenn es gehen sollte. Ein schwuler Mann. Wie wird man *ein schwuler Mann*? Ich kritzelte die Wörter auf den Hotelnotizblock neben dem Telefon, als wären es Vokabeln, die ich noch lernen musste.

*Ein schwuler Mann*

Als wenn das eine Aufgabe wäre, die nicht zu lösen war. Schwul und jung war easy, aber schwul und alt eine echte Herausforderung.

Aufgabe: Unter den augenblicklichen Lebensbedingungen schwul bleiben. Als schwuler Mann nicht oll und doof werden. Überleben.

You should look for a real partner.

Jack macht mich traurig. Gute Ratschläge konnte ich mir auch von Anna holen.

Ich glaube, es ist besser, wenn wir uns nicht mehr sprechen.

*Ich will mich von dir trennen.*

Jetzt kann ich es auch sagen.

Ich gucke in den Spiegel. Ich mache Grimassen. Ich will lachen, aber es geht nicht. Ich suche mit strengem Blick mein Gesicht ab. Ich muss weggucken. Ich schließe die Augen und putze mir die Zähne. Manchmal hilft es, weiterzumachen. Einfach machen, was man immer macht, und glauben, es gibt eine Pflicht. Aufstehen, Waschen, Sport, Schlafen.

Nach dem ersten Kaffee kommen mir wieder ein paar Worte in den Sinn.

## 2. Wahrheit

*Wenn ich mich zwischen gutem Essen und Sex entscheiden müsste, würde ich mich immer für Sex entscheiden. Aber wenn ich mich zwischen Sex und Denken entscheiden müsste, würde ich mich fürs Denken entscheiden. Dass man mit der Zeit automatisch immer hässlicher wurde, hieß ja auch, dass man sich dann im Alter wieder aufs Denken konzentrieren durfte. Ich brauche nicht viel Geld, ich brauche bloß bisschen Ordnung im Hirn.*

Ich freue mich über diesen Gedanken, als wäre es schon ein Plan für die Zukunft. Ich lächele fast. Ich mache die Schiebetür zur Dusche auf. Ich stelle die Dusche an. Das warme Wasser läuft über meinen Nacken, weiter den Rücken runter. Ich mache die Augen zu und drehe mich um.

*San Diego, CA, December 28*

Ich mache die Kiste auch nicht aus, wenn ich schlafen gehe. Vierundzwanzig Stunden online. Pornografie: Leitkultur der Schwulen.

Kein Kindersex.

Oder besoffenen Heten zu einem schwulen Erlebnis verhelfen. German guy, mid-thirties, über vierzig ist hier keiner, looking for fun in San Diego, schreibe ich in meine Headline. Lösche es wieder und schreibe, German Pig. Online waren nur die einfachen Dinge erfolgreich. Ich trinke einen Schluck Vodka. Dass man so an Männer rankommt, egal, wo man war, ist doch

toll. Seit es GayRomeo gibt, geht alles immerzu überall. Marco war total neidisch, als ich ihm mein GayRomeo-Profil gezeigt habe.

Bevor ich loslege, checke ich meine Mails.  
Anna hat geschrieben.

*Nur weil der Körper keinen garantierten Genuss mehr liefert, hat sie geschrieben, wird das Leben nicht uninteressant. Man muss Respekt vor dieser Veränderung haben. Hm. Zu glauben, man stirbt nicht, ist töricht. Das heißt noch nicht, dass man tragisch enden muss. Ich verstand, was sie sagte. Aber wie sie es sagte, überzeugte mich nicht. Wichtiger wird das politische Verständnis des eigenen Lebens. Dass einen der Verfall nicht in die Bequemlichkeit und Besitzansprüche der Bürgerlichkeit treibt. Ich wusste nicht, ob Anna wirklich wusste, was sie schrieb, ob sie es erlebt hatte, oder ob sie es nur auswendig gelernt aufsagte. Eskapaden und Exzesse der Jugend sind folgenlos, sie bedeuten nichts. Jetzt zählt alles. Es macht einen Unterschied, wie man sich als erwachsener Mensch entscheidet. Durch das Bewusstsein des Todes bekommen die Dinge ihr Gewicht. Das ist die Schönheit der Existenz, alles andere Spielerei. Das Leben wird philosophisch. Deshalb ist das Leben ab vierzig interessanter.*

LG  
Anna

Annas Privatphilosophie. Komische Mischung aus Banalität und Theorie, finde ich. Oder vielleicht waren es auch nur Frauenworte. Ich starre auf den Bildschirm.



Pee-Shy  
Botoxxx

sind online  
Mein Favorit ist:  
Tuntenkiller

Ich sitze auf dem Bett, Handtuch um die Hüften, mein iBook vor mir.

Bevor ich mir überlegen kann, ob Anna recht hat, klingelt das Telefon.

Tut mir leid, dass ich gestern so schnell aufgelegt habe, sagt sie. Das machst du immer.

Ich weiß.

Danke für deine Mail. Mehr Kommentar kriege ich gerade nicht hin.

Bitte.

Etwas stimmt nicht. Nicht nur bei mir. Anna entschuldigt sich nie. So höflich ist sie nicht. Aber sie sagt nichts, und ich frage nicht. Ich bin müde, nicht ganz klar im Kopf und will auf keinen Fall an gestern denken. An Marco oder Jack. Ich rede einfach drauflos.

Am glücklichsten bin ich neuerdings, wenn ich das Zimmer nicht mehr verlassen muss. Wenn ich wie ein Vollproll den ganzen Tag auf dem Bett liegen kann. GayRomeo oder cam4.com 24/7. Auch ein Problem, wenn es überhaupt keine Pflichten mehr gibt, denke ich, sage ich nicht. Bis mein Besuch kommt, denke ich, aber sage ich nicht und trinke einen Schluck.

Mit vierzig so daten wie mit vierzehn, sagt Anna streng, noch strenger als sonst, und macht dann eine Pause, so als müsste sie sich gerade sehr beherrschen.

Sie sagt: Ich finde das ehrlich gesagt – sie zögert einen Moment, dann sagt sie, *erniedrigend*. Ich warte darauf, dass sie anfängt zu lachen, aber sie lacht nicht. Anna ist da spießig, Anna ist eben doch spießig, denke ich schnell, weil ich nicht weiterdenken will.

Sind doch alles keine echten Männer.

Männer-Attrappen.

Meint sie jetzt die Online-Jungs beim Schwulenromeo oder die Schwulen ganz grundsätzlich?

Ich hätte das Telefon einfach klingeln lassen sollen. Warum das immer so schwierig ist.

Spießig, zische ich.

Weiß nicht, ob sie es gehört hat.

Selber spießig, sagt sie viel zu laut.

Erst sagt sie gar nichts, dann schreit sie.

*Scheißschwule Spießler*, schreit sie ins Telefon.

Dann legt sie los.

Ihr Homos habt dafür gesorgt, dass Sex so banal geworden ist.

Ein Hobby, wie Blumenpflege oder der Austausch von Kochrezepten. Keine Subkultur, Kunstgewerbe!

Nein.

Für mich ist Sex immer noch heilig. Außerdem war sie als Frau beim Männerficken gar nicht mit dabei. Anna hat sich ja bisher

nicht gerade als Sexexpertin bewiesen. Woher wollte sie das also wissen?

Marco hat es mir erzählt: Sie hatte schon lange keinen Sex mehr, wahrscheinlich so lange wie ich (bis gestern Abend), anders kann ich mir den Energiestau gerade nicht erklären. Sie versteht ja gar nichts, GayRomeo ist doch perfekt. Man findet immer jemanden, egal wo, überall auf der Welt. Klarer Minderheitenvorteil für Homos.

Die legt gleich wieder auf.

Anna ist eben doch eine Frau. Aber darüber abzulästern, kriege ich gerade nicht hin. Bei diesen akademisch-nomadischen Lebensverhältnissen war man so saufroh, wenn man jemanden hatte, mit dem man reden konnte, der einem mal zuhört, das war ein Glück, das ging in heterosexueller Umgebung eben praktisch bloß mit Frauen.

Dann sagt sie auf einmal,  
ganz ruhig:  
Ich wollte dich eigentlich nur fragen,  
sagt sie,  
ob du glaubst,  
sagt sie,  
dass es sein kann,  
sonst stottert sie nie so,  
dann sagt sie,  
ob es sein kann, dass Marco schwul ist.

Mir wird schlecht.

Weiß nicht, sage ich.

Ich muss jetzt los, sage ich.

Diesmal lege ich auf.

*San Diego, CA, December 28*

Botoxxx schickt drei Pics. Nackt auf dem bunten Bettlaken. Im Hintergrund ein Kiefernholzregal mit Bildbänden auf dem untersten Regalbrett. An der Wand ein Justin-Timberlake-Poster aus der Zeit von N'Sync. Auf dem ersten Bild eine Brust, behaart, verschwitzt, ungepflegt. Auf dem zweiten ein Schwanz, der so aussieht, als sei er echt. Auf dem dritten ein dicker Hintern, die Arschbacken auseinandergezogen.

Ich weiß nicht, was ich darauf antworten soll.

Anna will von mir wissen, ob Marco schwul ist.

Marco und ich haben letzte Nacht gevögelt.

Warum?

Weil wir besoffen waren.

Weil Marco bi ist.

Weil ich so lange keinen Sex hatte.

Weil Männer so sind.

Ich weiß es nicht.

Er ist auch gar nicht mein Typ.

Die mehrfachbehinderte Kröte.

Der Sex war auch gar nicht so toll.

Weil wir besoffen waren.

Weil Marco bi ist.

Weil Marco gar nicht mein Typ ist.

Botoxxx meldet sich nicht mehr.

Ich habe eine neue Nachricht.

Grinz: Bin rattig. Zusammen abrotzen?

Ich mag Grinz ganz gerne. Aber ich habe keine Lust.

Hast du frisches Schwanzpic?

Ich kann keine Geheimnisse behalten. Den Mut, sie anzurufen, habe ich auch nicht. Ich muss mir was einfallen lassen.

Ich will ja, dass Anna meine Freundin ist.

Ich will ja Anna und nicht Marco.

Wieso eigentlich?

Anna ist mein Vorbild, ein anderes gibt es gerade nicht. Denn Anna ist klug. Und weil sie so klug ist, ist sie witzig. In Wirklichkeit sind nur die klugen Menschen witzig, die Dummen unwitzig. Klug, und zum richtigen Zeitpunkt bisschen vulgär. Das ist das Problem mit den Männern auf GayRomeo. Die meisten sind bloß bumsig drauf und gar nicht lustig. Die Pornoerfahrung mitnehmen, na klar, aber das ist es doch noch nicht. War vielleicht doch ein Vorteil, wenn man nicht immer von Sex abgelenkt ist. Am liebsten würde ich jetzt mit Anna chatten.

Anna ist so klug, dass sie nicht andauernd unter Intelligenzbelastung steht und bemüht ist, ohne Ende kluge Sätze auszusprechen, wie die meisten männlichen Akademiker, eben auch

die Lesbe. Das ist ja komisch: Wer eben andauernd schlau sein will, wird automatisch dumm. Die Intelligenzdummheit, dass man von zu viel Intelligent-sein-Wollen unterwegs in der Ich-bin-dumm-Ecke landet. Die sofort erkennbare Dummheit der Akademikerfressen.

Neues Schwanzpic von Grinz.

Grinz: Schön das Maul hinhalten

Felix: Jo

Grinz: Goile Drecksau

Felix: Fetter Pisser

Kriege den Prollsprech grad nicht hin. Da muss man schon voll bei der Sache sein, sonst haut man leicht daneben.

Eigentlich kann man mit Anna kein akademisches Gespräch führen. Sie sagt dann: Das würde ich lieber nicht begrifflich fassen. Oder ganz einfach: Das interessiert mich nicht. Ist Anna überhaupt gebildet? Kurz bevor man denkt, sie wäre vollkommen ahnungslos, weil sie schon seit Tagen kaum was gesagt hat, vielleicht kennt sie nur einen besonderen Trick, sodass es ab und zu so aussah, als wäre sie intelligent und darf deshalb bei den Jungs mitspielen, kurz bevor man also eigentlich davon überzeugt ist, dass Anna eine Betrügerin ist, gerade dann, dann legt sie los.

*Dass einen der Verfall nicht in die Bequemlichkeit und Besitzansprüche der Bürgerlichkeit treibt. Eskapaden und Exzesse der Jugend sind folgenlos, sie bedeuten nichts. Jetzt zählt alles. Es macht einen Unterschied, wie man sich als erwachsener Mensch entscheidet.*

Nicht so 'ne arme Akademikersau, die sich an paar ausgedachten Sätzen festhält, um damit dem Rest der Welt die Welt zu erklären, und sofort wütend wird, wenn außerhalb des Seminarraums mit fünf Teilnehmern sich keiner dafür interessierte, was da rauskam, wenn sie den Mund aufmacht. Wenn Anna was sagt, dann stimmt das schon. Egal, ob einer zuhört oder nicht.

Grinz: Mit dem Prügel in die Fresse

Felix: \*Grinz\*

Dass man unter machtpolitischen Bedingungen in einer Institution arbeitet, die man in der eigenen Arbeit dann theoretisch kritisiert, macht sie nicht zynisch. Sie wird nicht alt, sie ist erwachsen. Das wäre ich auch gern, aber es geht nicht. Ich kann nicht anders, als alles immerzu persönlich zu nehmen.

Du erwartest zu viel, hat Anna gesagt.

Anders ging es nicht.

Warum nicht, ich bin doch nicht blöd.

Du bist ein Romantiker.

Ich fühle mich immer so schnell verloren.

Ich starre auf den Bildschirm.

Grinz:

Schon abgeschmiert.

War schön.

Geh jetzt ins Bett.

Schlaf gut.

Ist es eigentlich schon so, dass ich morgens immer als Erstes an

die Kiste ranmuss, von da dann alleine nicht mehr wegkomme, manchmal meinen Tag schon bisschen schwierig hinkriege deshalb? Ist doch spätestens ein Zeichen von Sucht, wenn man anfängt, das sogenannte wirkliche Leben zu verdrängen, geht doch in die komplett falsche Richtung. Das Interesse an der Welt verlieren, das heißt doch Sucht. *Sexuality is not a central but a defining part of identity*, hat Jack gesagt. Alle achtundvierzig Stunden mal Sex und sonst nicht dran denken, das wär's doch. Keine Angst vorm Süchtigsein. Man macht was, bis es eklig wird, dann macht man was Neues. GayRomeo ist gerade meine Welt, da kann man was erleben, da bin ich in guter Gesellschaft.

*Martin hat Bernd vor 5 Wochen kennengelernt. Sie haben sich verliebt, aber Bernd schläft nur mit anderen Männern.*

*Philipp ist 31 und datet sich regelmäßig, um im letzten Moment abzusagen.*

*Sascha gibt an, einen Freund zu haben, hat aber keinen. Das hält ihm die lästigen Anfragen vom Hals.*

*Ludwig hat den Online-Status «Relationship», aber nur Schwanzfotos in seinem Profil.*

*Thomas ist eigentlich ziemlich gut aussehend und noch gar nicht so alt, aber datet sich nur einmal mit fremden Männern, weil er dann das Interesse verliert.*

*Der 41-jährige Jürgen erhält nur noch Zuschriften von 50-Jährigen und wundert sich, warum das so ist.*



*Alexander ist 26 und steht auf Jochen, der ist 28. Aber Jochen ist eher an den Verlinkungen von Alexander interessiert.*

*Holger und Tommy haben sich noch nie getroffen, nun wartet Tommy ganz sehnsüchtig darauf, dass Holger sich meldet. Holger ist sehr beschäftigt und hat wenig Zeit, aber ist oft online zu finden.*

*Karsten ist jetzt 4 Jahre bei GayRomeo und lebt eine virtuelle Beziehung mit einem 29-Jährigen, der unglaublich gut aussieht und sehr charmant und treu schreibt. Gesehen hat er ihn noch nie.*

Seit Jack mich verlassen hat, bin ich selber zum GayRomeo-Junkie geworden, so wie alle anderen 750.000 registrierten User auch, nicht das Alleroriginellste, heute Homonorm. Seit ich mitmache, habe ich in den letzten Wochen immerhin fünf neue Freunde gefunden, mit denen ich mir nun frühmorgens oder nachts was Liebes schreibe. Ganz schön, auch wenn der Rest der sogenannten Freizeit dafür draufgeht.

Froschauge, auch online kein attraktiver Name, klingt ja fast wie *Kröte*, schreibt zum Beispiel, guten Morgen, schöner Mann. Oder paar Ausländer melden sich mit ihrem Invalidenenglisch. Auch wenn das dann leicht wieder in Teeniesprech absäuft. Eilige wollen morgens um acht auch auf der Stelle ficken. Ich bin realistisch und schreibe saufenredenficken, am besten in dieser Reihenfolge, das ist ernst gemeint. Fremde Männer ohne Vor-saufen und Vorquatschen ins Zimmer reinlassen kriege ich nicht hin. Das ist ja eigentlich auch komisch, dass praktisch jeder Chatkommentar auf der Stelle zum Porno wird. Dass man sich mit fremden Männern versautes Zeugs sagt und sonst nichts.

Aber ich bin gerührt, wenn mir Fuckbuddies aus Athen zur Begrüßung Bilder von ihrer Morgenlatte schicken. Das sind jetzt meine Freunde, mit denen hänge ich ab, stundenweise. GayRomeo heißt ja auch, dass Schwule jetzt viel mehr miteinander reden. Erst mal ab ins Netz, und dann ab und zu am Telefon, was anderes ist ja schon mal hauptsächlich nicht mehr drin. Ich kann mich nicht entschließen, das kaputt zu finden.

Das ist jetzt meine Zukunft.

Ich habe eine neue Nachricht.

Sightseeing:

Can I see a pic?

Sightseeing: 250

What do you want?

Sightseeing: Sex for cash.

What are you into?

Sightseeing: Doesn't matter. You?

Rimming. Fucking.

Sightseeing: Sounds good.

You are cute. Why pay for sex?

Sightseeing: Like it.

Hm

Sightseeing: So?

Where do you live?

Sightseeing: Ocean Beach, San Diego.

*San Diego, CA, December 28*

Auf den zweiten Blick sieht das Hotel unten schäbig aus. An einigen Stellen blättert die Farbe von den Wänden. Die Sesselbezüge sind löchrig. Nur wenige Menschen in der Lobby, ich will Marco nicht begegnen. Oder Jack. Ich halte mir eine Zeitung vors Gesicht wie in einem billigen Krimi. Ich sollte auf meinem Zimmer sitzen und mich auf das Jobinterview vorbereiten. Ich tue so, als hätte ich Urlaub. Sitze da mit einem zu bunten T-Shirt (orange) und zu bunten Hosen (hellgrün). Ab jetzt keine Baseball-Caps mehr tragen und keine Sweatshirts in Orange. Grinse, als hätte ich jemanden ausgetrickst. Keiner kriegt es mit. Ich hole mein Notizbuch aus der Hosentasche. Alles, was es gibt, ist jetzt. Keine andere Welt.

In der Lobby läuft *Little Lies* von Fleetwood Mac. Ich mag die späte Phase von Fleetwood Mac nicht. Alles, was sie gemacht haben, war air-brushed. Aber im Moment stören mich solche Feinheiten nicht. *Zuflucht bei billigen Vergnügungen*, kritzel ich in mein Notizheft. *Suchtverhalten*, schreibe ich. *Was war die Alternative*. Großes Fragezeichen. *Nicht süchtig sein*. Noch größeres Fragezeichen. *Gibt es nicht*, schreibe ich dahinter. *Gute Sucht, schlechte Sucht. Keine Ahnung*. Beim Schreiben geht Deutsch so gerade, da war das die Aufgabe: die Deutschstunde. Bei Musik war es hauptsächlich unmöglich.

Das Taxi ist da.

Wenn man in kalifornischen Städten den Homo-Mainstream verlassen will, landet man automatisch in der Heterowelt, alter-

native Homogegenden wie das East Village gibt es normalerweise nicht. Die Gegend um Ocean Drive ist allerdings so alternativ, dass die Anwohner mit Demonstrationen gegen Starbucks-Filialen in ihrer Nachbarschaft protestierten. Das Taxi hält. Vor Aufregung gebe ich dem Fahrer fast zehn Dollar Trinkgeld. Ich bin nicht cool, bei keinem Date, niemals. Dass einige Dinge immer noch aufregend sind, egal wie oft man sie schon hinter sich hat. *Immer noch aufregend*, schreibe ich in mein Notizbuch.

Ocean Drive 43 ist ein verwirrendes, mehrgeschossiges Gebäude, dessen Stockwerke unterschiedliche Grundrisse haben. Ich sehe keine Klingel. Die Tür ist nicht abgeschlossen. Ich gehe hinein. Von innen sieht das Haus aus wie eine Frank-Lloyd-Wright-Villa. Organisches Baumaterial, viel Holz, dunkler Steinboden. Das Erdgeschoss ist ein einziger großer Raum. Blick aufs Meer. Vor mir auf der Küchentheke aus schwarzem Holz stehen zwei Drinks. Die Eiswürfel sind noch nicht geschmolzen. Aus den Lautsprechern kommt Fleetwood Mac. Habe ich ihm erzählt, dass *Tusk* meine Lieblingsplatte ist? Kiffermusik oder eigentlich Koksmusik. *This is unreal*, will ich gerade in mein Notizbuch schreiben, aber ich fühle mich beobachtet und stecke das Notizbuch wieder ein. Ich nehme eins der Gläser. Auf dem Tisch liegen 250 Dollar.

Ich setze mich auf das schneeweiße Sofa. Ich mache die Augen zu. Es ist mitten am Tag, ich bin nicht müde. Der Martini schmeckt salzig. *That's all for everyone* ist das einzige Lindsey-Buckingham-Lied auf dem Album, das ich mag. Ohne Droge wie auf Droge und so schön, dass man Angst hat, dass es gleich vorbei ist.

Ich mache die Augen auf. Das Stück ist zu Ende.

Hey.

Hey.

Mein Mund ist trocken. In Wirklichkeit sieht Sightseeing aus wie jemand auf einem Jack-Pierson-Foto. Er hat eine süße Nase. Ein Gesicht, das man sofort als kalifornisch erkennt, auch wenn man es nicht zum ersten Mal in Kalifornien gesehen hätte. Eine süße Nase und einen süßen Arsch, denke ich, als Sightseeing sich umdreht. Zu jung für mich und zu schön. Auf obszöne Art so gesund, dass man ihm nicht trauen konnte.

Sightseeing nimmt das zweite Glas und sagt:

You look exactly like your pictures.

Ist das gut oder schlecht. Gut wahrscheinlich.

How did you know I like *Tusk*?

Sightseeing dreht sich um. Er lächelt nicht, er strahlt. Mit solchen Zähnen. Zu selbstbewusst, um wirklich interessant zu sein, entscheide ich schnell. Ich trinke einen Schluck. Ich bin nicht hier, um mich zu verlieben. Ich bin nicht sicher, warum ich hier bin.

I am Clay.

Tom, sage ich. Ich habe mir angewöhnt, bei Online-Dates immer einen falschen Namen anzugeben. Manchmal verpasse ich dann den Zeitpunkt, um den richtigen zu sagen.

Nice place, sage ich.

Ich bin ein bisschen verlegen.

Clay strahlt immer noch.

I know, perfect to write a novel or something, huh?

Aber Schreiben ist an einem Ort wie diesem überflüssig, denke

ich. Man kann nur staunen, oder vielleicht Bret-Easton-Ellis-Bücher über die Langeweile der verwöhnten Jugend im späten Kapitalismus schreiben.

*Less Than Zero chronicles the implosion of secular middle-class-values in pre-digital California.*

My parents let me stay here. I am an artist.

Das klingt jetzt wie aus dem Drehbuch von *Basic Instinct 2*. Aber Clay sagt es so selbstverständlich, dass man es ihm nicht übel nehmen kann. Selbstverwirklichung bei Schwulen führte meistens zur Sexsucht. Ich finde es ganz süß, dass jemand mal ausnahmsweise kein Pornostar sein will, vor allem, wenn er aussieht wie einer.

*Unschuldsexewigungseinfantasien*, will ich in mein Notizbuch schreiben.

Really?

In Berlin ist «Künstler» ein Name fürs Faul- und Armsein. In Kalifornien heißt Künstler genau das Gegenteil: reich und mindestens ein Elternteil ist Psychoanalytiker.

Come over here.

Schöne Zähne machen selbstbewusst, denke ich. Geld. Ein großer Schwanz.

Langsam gehe ich durch den Raum. Die Sonne glänzt auf der Couch, die auf dem schwarzen Boden unwirklich schimmert.

Clay lacht mich mit seinem Million-Dollar-Smile an. Unwider-

stehlich und abturnend zugleich. *Eine zu perfekte Vorstellung von Schönheit*, will ich in mein Notizbuch schreiben. Clays Lippen sind leicht geöffnet. Er macht den Mund überhaupt nicht wieder zu. Lächeln ohne Ende.

What do you do for a living?

Ich habe keine Lust auf Erklärungen.

I find it always more attractive what other people do, sage ich. I am a boring homosexual. Clay lächelt einfach weiter, aber weiß nicht, was er sagen soll. Schöne Menschen sind umwerfend, wenn sie ihr Selbstbewusstsein vergessen. (Oder ist er bloß bisschen schlicht?)

*Brown Eyes* von Christine McVie ist kein Lied, nur die Idee eines Liedes, ein Sound ohne Anfang und Ende. Fleetwood Mac leisteten sich auf *Tusk* den Luxus, keinen einzigen Hit zu schreiben.

You can tell how much coke they did when they recorded the album, sage ich. Clay lächelt. Er lächelt einfach weiter.

You want some?

That's not what I was trying to get at, sage ich und lächele jetzt auch, als wäre es ansteckend.

But sure.

Addiction and abandonment is seductive and beautiful. Gays are drawn to it, sagt Clay. Ich wundere mich über das, was da kommt. Ich glaube nicht, dass es seine Worte sind. Aber zu glauben, schöne Menschen sind dumm, ist auch dumm.

Pretty boys that sacrifice their talent for a hedonistic lifestyle.

Auf *Storms* kriegt Stevie Nicks fast keinen Ton mehr raus und bei *What makes you think you're the one* klingt Lindsey Buck-

ingham, als sei er verrückt geworden. *Tusk* ist der Soundtrack zu einem Leben in Luxus. Verschwenderisch ohne Angst, dabei kaputtzugehen.

Clay schmiert mir die Reste des weißen Pulvers aufs Zahnfleisch. Er küsst mich.

Ich bin zwölf oder dreizehn und in den Freund meiner Schwester verliebt. Er und ich, wir beide liebten Fleetwood Mac. Nie habe ich etwas Schöneres gehört. Aber Olli (der Name kommt mir in dieser Umgebung so unwahrscheinlich vor) bringt immer Stevie Nicks und Lindsey Buckingham durcheinander. Das wäre mir nie passiert. Ich bin in Lindsey verliebt und will Stevie sein, aber aussehen wie Lindsey.

Der zweite Koks-Kuss ist noch besser oder sogar perfekt. Als müsste alles, was danach kommt, eine Enttäuschung sein. Damals dachte ich zum ersten Mal:

*Das ist mein Leben.*

*Mein Leben ist mein Leben.*

Auf Englisch klingt das so glamourös wie von Shirley Bassey. Auf Deutsch kommen solche Sätze immer rüber wie von Rosenstolz. Ich dachte: Meine Gefühle würden mich in Situationen bringen, in denen mir kein anderer weiterhelfen kann. Ich war jetzt allein. Der Gedanke war umwerfend. Fast konnte ich ihn nicht aushalten.

*I can feel it.*



Schwule Männer können alles mit ihrem Leben machen. Sie sind frei.

Manchmal glaube ich das.

Ich küsse seinen Hals, seinen Nacken, noch immer seinen Nacken, dann seinen Mund. Clay schmeckt salzig, als wäre er gerade geschwommen.

I love the beach.

Me too.

Alles kann einfach sein. Das habe ich in der Zwischenzeit vergessen. Ich habe vergessen, wie *Tusk* klingt.

Fünf Stunden Sex.

So schön, dass es einen verrückt macht.

Kein Coke-Dick.

Die richtigen Drogen, die richtigen Pornos. Clay kümmert sich um alles.

Keine Fantasie, alles wirklich.

Keiner kann schlafen.

Weißes Licht.

Clay liegt im Bett. Schläft oder schläft nicht. Lächelt.

You should stop falling in love with pretty pictures, hat Jack gesagt.

You should look for a real partner.

Nach dem Sex bin ich nüchtern wie sonst nie.

Clay schläft doch.

Ich stehe am Fenster, gucke auf den Pazifik. Sehnsucht hat was mit Wasser zu tun. Weil man weiter suchen kann, ohne sich vom

Ort zu bewegen? Das macht glücklich. Das darf ich nicht vergessen, wie glücklich mich das macht.

### 3. Wahrheit

*Man muss nach Südkalifornien fahren, sonst versteht man Fleetwood Mac nicht. Man muss wissen, wie es hier aussieht und sich anfühlt, sonst macht man alles falsch. Wie das mit dem Glück geht. Dass es das gibt, und sich daran erinnern, und es wieder wollen. Bis es dann wieder so ist. Das kann man nicht üben oder lernen. Man kann nur wissen, dass es das gibt. Wann es so ist, wann nicht, und nicht das eine mit dem anderen verwechseln und aufpassen, dass man zwischendurch nicht aus Ungeduld zu viele Fehler macht.*

Sich an das Glück erinnern, so wie alte Menschen. Und für einen Augenblick fühlt es sich so an, als wäre ich auch schon ein alter Mensch und würde mich als alter Mensch jetzt an diesen Moment des vergangenen Glücks erinnern.

*San Diego, CA, December 29*

Clay sieht aus wie ein Avatar aus Second Life. Perfektes Lächeln, perfekter Körper. Er ist nicht arrogant, er ist stolz. Stolz ist gut. Überhaupt sieht das Leben in San Diego aus wie im Internet. Clay holt mich mit seinem Audi TT vom Hotel ab. Mir ist so offensichtlicher Luxus peinlich. Ich kann das nur genießen, wenn das Auto, das Haus und der Swimmingpool nicht mir gehö-

ren und ich nicht die Verantwortung dafür übernehmen muss.  
Wenn ich zu Besuch bin in dieser Welt.

So wie jetzt.

Im Radio läuft ein alter Red-Hot-Chili-Peppers-Song.

Surfen, Schwimmen, Sex. Für alles, was man in Südkalifornien macht, braucht man nicht viele Worte. Die Dinge sind perfekt, wenn man nicht reden muss. Das finde ich auch, aber nur, wenn man weiß, dass man davor oder danach miteinander sprechen kann. Mit Jack konnte ich erst wieder reden, als unsere Beziehung vorbei war.

Wir haben keinen Plan für den Tag. Autofahren ist schon mal toll. Lieblingshobby der meisten in Südkalifornien. Bei GayRomeo wundere ich mich immer, wenn welche als Hobby «Natur» angeben oder «Tiere». Was sollte das heißen? Dass Homos nachmittags Tierfilme gucken, wie alte Omis? Autos hätte ich als Hobbyangabe genauso verdächtig gefunden. Muss mal in Clays Profil nachgucken, was unter «Hobbys» steht. Er hält noch immer meine Hand. Was soll das werden, frage ich mich, eine Achtundvierzig-Stunden-Beziehung? Ich habe kein Talent für Affären. Liebe oder One-Night-Stand, dazwischen gibt es nichts bei mir.

Ich habe eine Nachricht von Marco.

Ich habe eine Nachricht von Anna.

Ich habe was Besseres vor.

In der Mall läuft die gleiche Musik wie in der Hotellobby. Südkalifornien ist der letzte Ort auf der Welt, wo man immer noch Fleetwood Mac hört. Manchmal die furchtbaren Fleetwood Mac von *Tango in the Night* und manchmal die tollen von *Tusk* und *Rumours*.

In der Mall: eine Welt unter Schutz. Keine Gefährdung, gar nichts, die Sicherheitskräfte schirmen die Außenwelt ab. Hier drinnen: ein verschwommenes Wohlgefühl. Keine Veränderung, nie. Immer das gleiche Licht, die gleiche Temperatur. Als wenn die Zeit nicht vergeht. Rentner kommen täglich zum Rumsitzen her oder drehen vor den Schaufenstern ihre Runden. Unaufwendige Beschäftigungstherapie für Arbeitslose. Massenhypnose ist immer noch besser als Massenpsychose, denke ich. Deswegen ist das Konzept «Mall» in Ostdeutschland so erfolgreich.

Im Abercrombie-&-Fitch-Store ist es absurd dunkel. Die Musik so laut wie in einem Club. Die Verkäufer halb so alt wie ich, alle sehen gleich aus. Der am Eingang hat kein T-Shirt an. Die Mädchen räumen die Regale ein, die Jungs stehen dumm rum und greifen sich in den Schritt. Clay nimmt ein paar T-Shirts von den Regalen und bezahlt, ohne anzuprobieren. Er passt perfekt hier rein. Wie alt ist er eigentlich? Eigentlich will er nur die Jungs an der Kasse anquatschen und mit ihnen knutschen, glaube ich.

Jack und ich haben immer das Gleiche getragen, wie Zwillinge, als konnten wir nur so zeigen, dass wir zusammengehören. Alles von Abercrombie war wie für uns gemacht und war toll. Sich als Zwanzigjähriger verkleiden. Dann hat Jack seine T-Shirts weggeschmissen. Ich habe meine behalten, aber ich kann an das Happy End in den richtigen Klamotten nicht mehr glauben.

Wir fahren zu Clays Haus und haben Abercrombie-Sex. Vor der weißen Couch mal kurz die Hosen runterlassen und aufpassen, dass man beim Kommen nicht kleckert. Ohne Drogen, mit wirklich anfassen und ganz viel küssen. Keiner will gleich sterben. Einfach nur zwei Jungs zusammen und hinterher gucken wir zusammen Fernsehen, dann kommt der Pizzaservice und dann mit dem Hund an den Strand, wenn wir einen hätten. Später vielleicht in den Zoo. Einziger Beweis unseres Erwachsenseins: dass wir Sex hatten.

Hinterher kramt Clay in der Bruce-Weber-Tüte von Abercrombie rum.

This is for you.

My Boy, sagt er.

*This is for you my boy.*

Er hat mir ein hellgraues T-Shirt gekauft, auf dem der Abercrombie-&-Fitch-Schriftzug kaum zu erkennen ist.

*In the gay world, romance is subversive.*

*San Diego, CA, December 30*

Ich ziehe meinen schwarzen Anzug an. Ich nehme das neue T-Shirt aus dem Schrank. Dazu die dunkelgrauen New-Balance-Turnschuhe. Anzüge als Uniform.

Ab jetzt ein Leben in Schwarz-Weiß?

Aber ich hatte mich schon entschieden.

Das Hotelzimmer ist kaum größer als meins. Konnte man das Bewerbungsgespräch ja auch gleich im eigenen Schlafzimmer führen. Weil es nicht genug Stühle gibt, sitzen alle auf dem Bett. Das ganze German Department der Columbia University komplett auf einem Bett. Der Einzige, der einen Stuhl bekommt, bin ich.

Alle sind sehr nett. Aber warum müssen alle mit gedämpfter Stimme sprechen?

Bin ich noch immer drauf oder stimmt was wirklich nicht? Ohne Droge wie auf Droge.

Mir links gegenüber sitzt Susanne Meyer. Susanne Meyer ist Mediävistin. Mit ihr kommen erst gar keine doofen Diskussionen auf. Nicht nur weil man sich nichts zu sagen hat, sondern weil Susanne Meyer immer ganz schnell «jepp» sagt, bevor man einen Satz zu Ende sprechen konnte, sodass man mit Sicherheit keinen zweiten hinterhersagen will. Jepp. Jepp. Jepp. Was das Interview wahnsinnig abkürzt.

Daneben sitzt der Department-Ossi, den sich jedes German Department in den USA inzwischen leistet. Dieser Ossi sieht nicht türkisch aus wie Marco, sondern wie Heiner Müller, obwohl Karsten Gluhberg, so heißt der Columbia-Ossi, erst halb so alt ist wie Heiner Müller selber, zu dem Zeitpunkt, als er gestorben ist. So laufen die Ostintellektuellen noch die nächsten zehn Jahre rum.

*Heiner Müller: einziges, wirkliches Ost-Idol*

Rechts vom Ossi sitzt die Department-Chefin Gunnhild Weber. Die Chefin fällt dadurch auf, dass sie unheimlich viele Haare auf dem Kopf trägt. Sie hat ungefähr so viele Haare, dass ihr Kopf mit Haaren viermal größer ist als ohne. Wenn sie vor einem sitzt, sieht man nichts als Haare. Wo ist der Kopf? Unter den Haaren ist aber wirklich ein Kopf, obwohl alles unterhalb der Haare tatsächlich klein geraten ist. Der Kopf, die Schultern, die Arme, die Hände, einfach der ganze restliche Körper. Sehe ich, was ich sehe, oder sind das noch die Drogen von gestern? Das Allerauffälligste an Gunnhild Weber aber ist ein kurzes kräftiges Lachen, das immer kommt, nachdem sie einen Witz erzählt hat. Sie leitet das Jobinterview und erzählt einen Witz nach dem anderen. Auch wenn das etwas unpassend ist, ihr Lachen ist so nett, dass man sofort mitlacht, egal ob der Witz jetzt gut war oder nicht.

Leider lacht sie gerade nicht. Sie spricht. Sie ist so leise, während sie spricht, dass es fast kein Sprechen ist. Obwohl das Sprechen in der Stille des Raumes kaum zu vernehmen ist, es ist ja fast nichts zu hören, nicken alle andauernd, als können sie verstehen, was die Chefin gerade sagt. Anstatt auch mal einen ganzen Satz zu sagen oder sonst wie zu reagieren, sitzen alle andern schweigend, nickend auf dem Bett. Es wird auch immer stiller. Anstatt dass mal einer einfach sagt, könnten Sie bitte etwas lauter sprechen, ich verstehe nämlich nicht, was Sie sagen, wird es mucksmäuschenstill. Es wird auch ein bisschen dunkler. Wir könnten alle einen kleinen Mittagsschlaf machen. Das Bett ist ja groß genug.

Was habe ich mir mit diesen Menschen schon zu sagen? Soll ich

mich mit ihnen über Koks-Sex, Sauf-Sex oder Abercrombie-Sex unterhalten? Soll ich mich mit ihnen über Liebe unterhalten? Ich denke an Clay. Das Leben ist zu kurz, um es mit Heterosexuellen zu verschwenden.

Jeder Gedanke ist nur wirklich, wenn er der Realität standhält. Aber die Realität, der er standhalten soll, kann nicht dieses Hotelzimmer sein, in dem die Menschen schon morgens um zehn Uhr schlecht riechen und so aussehen, als würden sie noch schlafen, selbst wenn sie aufrecht sitzen. Führt ja in Sekundenschnelle zum sofortigen Nichtnachdenken, zum absoluten Gedankenstillstand, der einmal ausgelöst nicht gleich wieder verschwindet, sondern zu allgemeiner Bewegungsunfähigkeit führt. Um nicht augenblicklich in dieselbe Starre zu verfallen, muss man sich dagegen wehren, man muss anfangen es zu *hassen*. Wenn ich an der Uni bliebe, müsste ich mit diesem Hass leben.

Was ich alles hasse: Marcos Schwedenhose, die Stola der Leiterin des Instituts für Vergleichende Literaturwissenschaften, den Lesbenschal, die Heiner-Müller-Brille. Ich will das nicht mehr sehen müssen.

*What he wanted was the good life.*

*Love and happiness.*

Liebe statt Therapie. Das denke ich wirklich: Lieber Liebe als Therapie. Also nichts wie weg. Problem ist nur, dass ich mich nie gut verabschieden kann, sondern lieber wortlos verschwinde. Nicht unbedingt weil ich feige bin, sondern weil ich manchmal selber nicht weiß, warum die Dinge so sind, wie sie sind.



Möchten Sie etwas sagen?  
Ist Ihnen nicht wohl?

Alle sind nett. Eigentlich sind sie sogar sehr nett. Bevor mir als Nächstes angeboten wird, es mir zusammen mit Susanne Meyer, Karsten Gluhberg und Gunnhild Weber auf dem Bett gemütlich zu machen, sage ich:

Ich möchte jetzt lieber gehen.

*San Diego, CA, December 30*

Man muss nicht Foucault gelesen oder dumme Hollywood-Filme mit Eddie Murphy gesehen haben, um zu erkennen, dass die Universität eine moderne Form der Irrenanstalt ist. Die, die ganz dableiben, war ja klar, die waren irre. Irre sein, ohne in die Irrenanstalt zu müssen. Wenn irre sein heißt, man kam mit dem Leben nicht klar, man weiß nicht, wie das gehen soll, das Leben, und anstatt zu leben, nicht nur in die Therapie oder in die Anstalt, gleich für länger in die Anstalt, in die Anstalt Uni, wo die Frage, wie man leben soll, wie das Leben denn gehen soll, berufsmäßig ein Leben lang verfolgt wird.

Man verrichtet unterbezahlte Hilfsdienste, deren gesellschaftlicher Stellenwert gegen null geht: Deutschunterricht in Amerika. So angesehen und bezahlt wie Putzen oder Taxifahren, Taxifahren bringt mehr, und jetzt schon klar, dass man keine Zukunft hatte. Schon mal klar, dass man ausrangiert war, dass

man sich selber ausrangiert hat. Für Desperate Housewives nicht so schlimm. Und für Verrückte ideal. Aber warum war ich hier?

Anstatt selbstständig leben zu müssen, was für Verrückte logischerweise sehr schwierig ist, weil sie so verrückt waren, ein Leben lang lieber über das Leben nachdenken. Das heißt dann, dass man intellektuell war. Es gibt nur ein Problem: Wenn man ein Leben lang über das Leben nachdenkt, anstatt zu leben, hat man kein Leben, über das man nachdenken kann. Seit Jack weg war, hatte ich auch kein Leben mehr, über das ich nachdenken kann.

An das Allgemeine Über-das-Leben-Nachdenken glaube ich nicht mehr. Ich glaube nicht, dass die, die selber hauptsächlich kein Leben haben oder ein sehr begrenztes oder schreckliches Leben haben, dass die, die also kein Leben haben und mit Garantie kein Leben haben, das mit meinem Leben was zu tun hat, dass ausgerechnet die dann *allgemein* über das Leben was zu sagen haben.

Bin ich überhaupt ein Intellektueller?

Nicht, wenn intellektuell heißt, hauptsächlich heterosexuell.

Ich werde mein Buch «Die zwölf Wahrheiten übers Älterwerden» nennen.

#### 4. Wahrheit

*Das Aufdringliche an Intellektuellen ist, dass sie so tun, als wenn sie zu jedem Leben von jedem was zu sagen haben. Die implizite Behauptung, dass gerade sie ein Leben haben, über*

*das es sich zu reden lohnt. Haben sie nicht. Wenn Intellektuelle aber nicht über das Leben reden, wenn das nicht geht, worüber redeten sie dann? Worüber reden Intellektuelle? Sie reden über sich. Sie denken, sie reden über das Leben überhaupt, aber in Wirklichkeit redeten sie über sich und sonst nichts. Das war deshalb so traurig, weil sie als Intellektuelle ja selber gar kein Leben hatten. In ihren allgemeinen Sätzen redeten Intellektuelle andauernd davon, dass sie kein Leben hatten. Lieber ein Leben, über das man reden kann. Ja, ich will ein Leben haben, über das ich reden kann.*

Ich habe eine neue Nachricht von Marco.

Eine von Anna.

Seit ich Clay kennengelernt habe, kamen mir alle Heterosexuellen absurd vor, kam mir mein Leben mit Heterosexuellen absurd vor. Ich wusste wieder, dass es auch anders geht. Lieber mit Clay im Bett liegen. Lieber mit Clay im Bett liegen als mit Gunnhild Weber und dem restlichen Department von Columbia. Wir sind ein perfektes Match und wir haben perfekten Sex.

Jetzt ist er bei mir. In meinem perfekten Hotelzimmer in meinem perfekten Bett.

Perfect Life oder bloß Hotel-Happiness?

Haben wir überhaupt ein Thema?

Clay weiß gar nichts über mich.

Er sagt:

Why do you like New York? It's completely nineties. Eighties, actually, completely eighties. Berlin is much cooler.

Ich sage:

Being in New York is like meeting an exboyfriend: In the beginning it doesn't look so great anymore. It is not even pretty and I would be happy if it didn't interest me anymore. Next day goes like this: Everything I said the first day was just a defense mechanism, or something, or maybe I was just tired. I still love it. I still love it so much. I want to be here for the rest of my life. Third day goes like this: Too many choices, makes me psychotic, can't take it anymore. Have to get out of here. Hurry.

Clay:

*Like a real passion, huh?*

So wie Clay das sagt, klingt es nicht mal sarkastisch.

Denn es war eine große Liebe. Es war wirklich eine große Liebe, denke ich.

Are you talking about New York or are you talking about your exboyfriend?

Ich gucke ihn an.

*Come over here.*

Wenn Männer auch noch süß sind.

Sexy und süß, das macht schon ein bisschen süchtig.

Das Licht ist weiß.

Ich denke:

I loved every man I fucked while I was fucking him.

I love him though I do not know him.

Clay sagt:

The feeling of belonging is as important as the feeling of not belonging.

Fast hätte er mich von meinem Glück überzeugt. Dass ich noch einmal zwanzig sein kann, wir überhaupt nicht älter werden und bis zum Lebensende in bunten Abercrombie-T-Shirts rumlaufen. Dass es niemals anders sein wird. Clay hat sich größte Mühe gegeben, mich in sich verliebt zu machen. Für ein paar Tage ist es ihm gelungen. Aber die rasche Verliebtheit kommt mir zu unwahrscheinlich vor. Vielleicht habe ich auch nur Angst – vielleicht habe ich auch Angst, glücklich zu sein. Vielleicht renne ich gerade vor meinem Glück davon. Ich gucke Clay an, er hat die Augen geschlossen. Ich weiß nicht, ob er schläft. Ich mache auch die Augen zu. Jetzt ist es still. Ich stelle mir vor, wie die Kamera unsere Gesichter in Großaufnahme zeigt und dann immer weiter wegfährt, so als hätte der Raum keine Decke und das Haus kein Dach, als schaute die Kamera dann vom Himmel auf uns herab. Von Weitem sieht es so aus, als würden wir beide lächeln.

Dann ist der Film zu Ende.

*San Diego, CA, December 31*

Das Taxi fährt die gleiche Strecke zurück, die ich vor drei Tagen gekommen bin. Die Hotels sehen heute anders aus. Keine Attrappenarchitektur, eine echte Stadt, nicht nur Second Life. Ich könnte mir vorstellen, wie man hier leben kann. *And if you want these kind of dreams it's californication*, schreibe ich in mein Notizbuch.

Ich stehe in der Schlange beim Check-in. Wenn man so öffent-

lich rumschreibt, denken die andern, man ist bekloppt, cuckoo, es hat was von Homelessness, weil man gerade was ganz und gar Privates tut. Hochverdächtig außerdem.

Gleich wird man am Security-Check festgehalten.

Bevor ich zum Gate gehe, bestelle ich einen Drink an der Bar. An der Computer-Station rufe ich meine Mails ab. Mir gegenüber sitzen zwei Asian-Americans, die Arme voller Tattoos. Ich stehe nicht auf Asian-Americans, bin aber neidisch auf die Tattoos. Habe aber keine Idee, was für Tattoos ich will, und will keinen unsinnigen Tribal-Scheiß. Wenn ich noch lange warte, bin ich zu alt.

Anna schreibt:

Was ist los?

Wie war das Interview?

Warum gehst du nicht ans Telefon?

Many questions.

Call me.

Marco schreibt:

I had fun.

Sonst nichts, als wolle er auch keine Antwort.

Sightseeing ist nicht online.

Anna zu antworten wäre jetzt mehr als eine Textmessage. Ich rufe sie an, wenn ich zu Hause bin, denke ich und drehe mich um.

Da steht er.

EVERY DAY WE ARE

GETTING OLDER





*On the flight from San Diego to New York, February 22*

Das Flugzeug ist fast leer, höchstens zur Hälfte voll. Ich gucke aus dem Fenster und sehe, wie das Gepäck im Laderaum verschwindet. Was Menschen mitnehmen, wenn sie verreisen: nicht nur Koffer, Elektrogeräte haufenweise, Waschmaschinen nicht gerade, aber Kaffeemaschinen. Zur Kaffeemaschine eine komplette Edelstahlgarnitur für die Küche. Töpfe, Pfannen, Siebe und Salatschalen. Eine ganze Kücheneinrichtung. Auf dem Fließband draußen verschwindet jetzt ein Wäschesack im Flugzeugbauch. Einer hat einfach seine Schmutzwäsche als Gepäck aufgegeben. Meine Sachen sind es nicht, meine Sachen sind noch in Ithaca. Ich muss noch mal hin, um alles auf den Dachboden zu stellen, wo es dann für immer neben den restlichen Sachen von Jack stehen kann.

Mir wird übel, obwohl das Flugzeug noch gar nicht gestartet ist. Es macht mir Angst, wenn ich die Startvorbereitungen sehe. Lieber will ich auf Knopfdruck weg und schnell wieder landen. Früher habe ich Fliegen geliebt. Ich fühlte mich frei und konnte träumen. Jetzt verunsichert es mich. Ich will nur noch an einem Ort sein.

Circa sechzig Menschen kommen nun gleichzeitig ins halb leere Flugzeug. Welche wollen einfach nicht so lange im Flugzeug rumsitzen und kommen erst jetzt. Terroristen sind es aber wohl nicht, denke ich, als sie den Gang runterlaufen.

Ich bin müde, dabei ist der Flieger noch gar nicht gestartet. Die sechzig zusätzlichen Reisenden kommen allesamt ins hintere

Flugzeugende, direkt auf mich zu, wollen alle in meine Reihe rein. Ich mache die Augen zu.

Habe schon zwei Gläser Wein getrunken.  
Ich trinke noch eins.

Ich denke an Clay.  
Ich dachte, Clay sei die Antwort auf meine Beziehung mit Jack gewesen.

Ich mache meine Augen wieder auf. Wie eng es wirklich ist, ahne ich erst, als zwei der circa zwanzig aus den ehemaligen Sowjetrepubliken Reisenden neben mir Platz nehmen. Bei meinem letzten Flug nach Europa war es auf den Sitzen viel zu eng gewesen, um da sieben oder acht Stunden zu sitzen. Also echt zu eng, als dass da echte Menschen echt sitzen konnten.  
Ab jetzt nur noch Business-Class fliegen.

Das Problem ist nicht die Größe der Flugzeugsitze, sondern mein Sitznachbar selbst. Dessen Körpermasse quillt oberhalb und unterhalb der runtergeklappten Armlehne auf meinen Sitzraum rüber. Das Problem ist nicht nur, dass der Russe kein Englisch spricht, das Problem ist, dass ich logischerweise nicht sagen kann, nehmen Sie mal bitte ihr Fett weg.

Ich gucke aus dem Fenster. Der Laderaum wird geschlossen. Ich habe jetzt eine Geschichte. Das habe ich doch immer gewollt. Eine Geschichte. Ich habe sie aber nicht wie etwas, das man besitzt oder behalten kann wie ein Bild. In meiner Geschichte ging immer wieder alles verloren, ich selbst ging darin verloren. Die

Dinge passierten und warfen mich um. Das war kein Spruch, das passierte wirklich.

Ich habe kein Foto von Clay, so als wenn es ihn nie gegeben hätte. Als wenn ich mir die ganze Geschichte bloß ausgedacht hätte. Ich habe nur das Tattoo mit seinem Namen.

Mir ist voll zum Heulen.

Ich setze meine Sonnenbrille auf und bestelle noch ein Glas Wein.

Manchmal denke ich, vielleicht funktioniert bei mir etwas mit dem Austausch von innen und außen nicht richtig. Immer wenn ich etwas erlebe, ist es gleich zu viel. Nie kann ich im richtigen Moment reagieren. Am Ende bin ich verschwunden und muss hinterher mühsam die Teile zusammensuchen. Ich fühle mich schlecht. Ich sage das nicht so oft, aber ich fühle mich gerade richtig schlecht. Noch einen Drink.

Ich frage mich, ob der Russe früher mal Muskeln hatte, die sich dann nach Trainingsaufgabe in Fett verwandelt haben. Darüber würde ich gerne mal mit dem Russen sprechen. Wie das mit den Muskeln ist, wenn man fünfzig ist. Kommen daher die Fettpolster, unförmig, überall am Körper verteilt?

Ich will niemals fett werden.

Mir ist heiß. Ich will allein sein und nachdenken. Das vergesse ich manchmal. Ruhe zum Nachdenken. Sonst handelt man wie ein in die Enge getriebenes Kaninchen und kann sich nur reflex-

haft wehren. Daher die vielen Fehler in meinem Leben, als wäre mein Leben nichts als eine Folge von Fehlern gewesen.

Ich habe alles falsch gemacht.

Älterwerden ganz einfach als eine Geschichte des Scheiterns. Wie viele Fehler man hinkriegt, wie viele Fehler man machen darf, bevor dann Schluss ist. Wenn man jung war, war alles sexy, easy, und auf einmal gar nicht mehr. Hatte Anna also recht.

Ich hätte versuchen können zu lesen, aber je älter ich werde, desto unwahrscheinlicher kommt mir die Konzentration vor, die man für Bücher braucht.

*You have to be in the right state of mind and I haven't been in a year or so.*

Das Fett vom Russen ist hauptsächlich bewegungsresistent, es sei denn, der ganze Russe bewegt sich. Da der Russe selbst im Sitz festklemmt, ist da nicht mehr viel zu machen. Weil der Russe ahnt, dass die von ihm unfreiwillig betriebene Körpernähe nicht so gut bei mir ankommt, hebt er jetzt höflicherweise den Arm, damit das übermäßige Körperfett ab jetzt weniger in meine Richtung drängt, sondern sich freier in der Luft aufhalten kann, wo es eigentlich auch niemanden stört.

Mich stört auch nicht, dass die Sicht nach rechts ab jetzt für die restliche Flugzeit blockiert ist, sodass der Blickkontakt zum Flugpersonal erheblich behindert oder eigentlich ausgeschlossen ist. Was mich viel mehr stört, ist, dass der Russe ein After-

shave benutzt, das so großzügig angewendet wurde, dass ich den Geschmack meiner geschmacksverstärkten Chips nicht mehr schmecke.

Mir wird übel.

Ich will hier raus.

Der Russe riecht, obwohl das Flugzeug noch gar nicht abgehoben hat. Ich mache meine Augen zu, um mich auf einen anderen Geruch zu konzentrieren, der den Russengeruch aus meiner Nase vertreibt.

Ich habe Angst vorm Fliegen.

Vor dem Russen.

Der Russe sagt auf einmal auf Deutsch: Wir werden alle sterben.

*New York, NY, February 22*

Die Türme werden immer größer, dann werden sie von Werbetafeln verdeckt, und plötzlich ist es, als würden sie direkt vor einem stehen, obwohl man noch immer in Queens oder Brooklyn war.

Wie mächtig die Stadt in Wirklichkeit ist. In meine Aufregung mischt sich Angst, wie beim allerersten Mal, als ich hierherkam. Es ist schon dunkel gewesen, und als sich das Taxi Manhattan näherte, sah man nichts als eine schwarze Häusermasse, gar nichts glitzerte. Wie in den Batman- oder Spiderman-Filmen, nur echt.

Zwei Möglichkeiten, von New York zu profitieren: Entweder man

überlässt sich dem Rausch der Stadt und wird ein neuer Mensch. Oder man wehrt sich gegen alle Verführungen und konzentriert sich darauf, wer man wirklich ist. Am besten beides: in New York lernen, wer man werden will, dann diese neue Person sein. Das ist das Freiheitsversprechen von New York.

Kriege ich das noch einmal hin oder ist es für die New-York-Dosis schon zu spät? In keiner Stadt kann man besser jung sein, keine Stadt lässt einen so schnell alt werden, denke ich bisschen pathetisch, als ich im Taxi sitze und auf die Skyline von Manhattan blicke, die immer noch unvollständig aussieht, obwohl Fernsehserien und Werbespots sich große Mühe geben, Empire State Building und Chrysler als einzige Wahrzeichen Manhattans zu zeigen, als hätte es die Twin Towers nie gegeben.

Die Menschen, die da rausgesprungen sind, ich habe die Protokolle ihrer letzten Telefonanrufe gelesen. Wen sie vom Handy aus anriefen, bevor sie aus den Fenstern sprangen.

*Liebe als letzte Metaphysik*, schreibe ich in mein Notizbuch.

New York ist immer noch eine Stadt, wo alle alles wollen. Das habe ich immer geliebt.

*New York blends the gift of privacy with excitement of participation, and better than dense communities it succeeds in insulating the individual against all enormous and violent events. Many of its settlers are probably here merely to escape, not face reality. But whatever it means, it is a rather rare gift, and I believe it has a positive effect on the creative compassities of New Yorkers.*

Habe ich irgendwo gelesen.

Das Grausame ist: New York selber wird nicht älter und entlässt Generationen, die hier ihr Glück gesucht haben, denen es aber nicht gelang, sich eine Existenz aufzubauen, entlässt sie nach ein paar Jahren, ohne dass sie eine Spur hinterlassen hätten. Wer der Stadt nicht mehr mit der Naivität des Anfangs begegnet, kann ihre Grausamkeit nicht übersehen. Früher habe ich geglaubt, auch das wäre bloß Teil des Mythos, genauso verlogen wie das ewige Glücksversprechen. Aber es stimmt: Genauso wie New York einen glücklich machen kann, ist es auch grausam.

Ich komme zurück. Nicht aus Nostalgie. Ich habe noch ein paar Dinge zu erledigen.

Das Taxi hält in der 3. Straße, Ecke Avenue A. Die Wohnung liegt im Erdgeschoss. Ich hole mir die Schlüssel vom Hausmeister. Grinz ist in Europa. Du kannst bleiben, so lange du willst, hat er gesagt. Ich war froh, dass ich nichts erklären musste. Das ist der Vorteil von Sexbuddies: Wenn man nicht so viel miteinander redete, wurden auch keine blöden Fragen gestellt. Ich lege mich aufs Bett und beginne zu schreiben. Ich schreibe nur die einfachen Sätze auf.

*Things we did together:*

*Listening to Fleetwood Mac all day*

*Driving around in Clay's Audi*

*Swimming in the Pacific Ocean, having sex, swimming again*

*Sleeping all afternoon, together naked, without sheets*

*Lying in the whirlpool, for hours*

*Watching: Weeds, Nip/Tuck, Desperate Housewives on DVD*

*Having sex, again*

*We never cook, we always order in*

*Clay is painting in the mornings, I am watching him*

*Sometimes I write*

*Yes, we both go to the gym*

*We only take drugs together*

*I don't think of anything that happened before I came here*

*I don't think of anything that happened before I came here*

*We don't want to grow old, but I think we will*

*I think we will*

*I started to say «we» quite often*

*I think Clay becomes more beautiful every day*

*I think I love him*

*Does he love me too?*

*The way he looks at me*

*No one looked at me like this before*

*Time doesn't count*

*This is everything*

Es war nur so, dass die Zeit nicht stehen blieb.



*New York, NY, February 23*

Auch morgens kommt kaum Licht in die Wohnung, als lebte man unterirdisch. Entweder man wohnt hier zwischen den Wolken oder praktisch unter der Erde. Ich liege im Bett und will nicht aufstehen, nicht schlafen, schreiben. Solange ich schreibe, verändert sich nichts. Solange ich schreibe, kann ich die Dinge noch verändern. Aber ich bin zu müde, um klar zu denken. Mich überkommt ein Gefühl der Verlassenheit, das ich immer habe, wenn ich jetlagged bin. Als hätte ich mein wirkliches Ich am Abflugort zurückgelassen, wer hier angekommen ist, den kenne ich nicht. Nur blitzartig schießen mir Gedanken in den Kopf, ohne dass ich sie in einen Zusammenhang bringen kann.

Dass die Liebe vorbei sein soll, dass es sie nicht mehr gibt, nur noch gibt wie einen alten Popsong, der früher einmal das Leben für mich bedeutet hat und mich jetzt nicht mal mehr traurig machen kann. Die Idee von Glück war für mich immer mit einem Popsong verbunden, wie denn sonst?

Im Radio läuft *Sara* von Fleetwood Mac.

Dass ich mir die Liebe ab jetzt in der Vergangenheit vorstellen muss.

Ich habe die große Liebe schon hinter mir.

Einmal, zweimal.

Wie es weitergehen soll.

Jetzt, wo es vorbei war, merke ich, dass ich immer nur an die Liebe geglaubt habe. Ich kann mich nicht einfach für eine andere Idee entscheiden.

Was soll in diesem postromantischen Leben jetzt aus mir werden?

Ein einsamer, älterer, gepflegter Herr?

*A single man?*

I lack a fantasy of my future life.

Es ist wahr, ganz allein ist das Leben schwer vorstellbar. Aber, was hat man mit anderen Menschen noch zu tun, wenn es keine Liebe mehr gibt?

Ab jetzt immer alles aufschreiben, als wenn das schon die Rettung wäre.

Während man in Kalifornien das Haus praktisch nur zum Schwimmen verlässt, leben in New York eigentlich alle auf der Straße. Als ich draußen bin, kann ich das polnische Café im East Village nicht finden, wo ich immer frühstücke. War es auf der 1. oder 2. Avenue, zwischen der 5. und 6. oder zwischen der 7. und 8. Straße? Ich laufe dreimal um denselben Häuserblock. Ich bin doch nicht verrückt. Ich kenne diese Stadt. Ich kenne diese Stadt nicht mehr. Ist schon so viel Zeit vergangen, dass ich auch gleich zu Starbucks gehen kann.

*New York, NY, February 23*

Ich drehe mich um.

Anna ist schon da.

Ich bin erschrocken, als ich sie sehe.

So gut sieht sie aus.

*Some people are lucky, they become what they are supposed to be.*

Du siehst gut aus, sage ich, ohne zu überlegen.

Ich hätte dich fast nicht erkannt, sagt sie.

Ich sehe gerade nicht so gut aus.

Ich versuche zu lächeln.

Sie guckt auf mein Tattoo: CLAY.

Was ist passiert?

Sie konnte ja so gut zuhören.

Dann fange ich mal an zu erzählen.

Wie ich vor sieben Wochen am Flughafen von San Diego stand und eigentlich zurück nach Hause fliegen wollte.

*San Diego, CA, December 31*

Clay war zum Flughafen gekommen. Er stand da und guckte, und ich wusste plötzlich, ich konnte nicht wieder weg. Ich konnte nicht. Ich wollte eine Geschichte. Aber ich hatte Angst, dass es dann eine Geschichte gibt, die dann die eigene war und sonst nichts. Hatten nicht alle davor Angst?

Ich drehte mich um und sah Clay. Er stand da und guckte mich an – guckte und lächelte. Immer hatte ich Angst, mich zu entscheiden, dass ich mich entscheiden muss, ich muss mich jetzt entscheiden, denke ich immer, aber plötzlich gab es gar keine Entscheidung, ich glaube nicht an Schicksal oder irgendeinen großartigen Quatsch, daran glaube ich wirklich nicht, das ist mir zu armselig und gehirnbehindert.

Aber es ist etwas passiert, und ich konnte nicht so tun, als wäre es anders.

Ich drehte mich um, da stand Clay und guckte mich an. (Was wäre passiert, wenn ich mich nicht umgedreht hätte? Hätte er mich dann stumm weiterziehen lassen?) Auch wenn ich gerade in Südkalifornien war, eigentlich war ich schon zu alt für diese Träume. Ich würde hier zu einem fies verpennten Fettsack werden, Whitetrashwahnsinn mit Pickeln hinter den Ohren, oder ein Drogentoter, ein bisschen dramatischer, das konnte schon sein, Alkoholiker war ich wahrscheinlich ja schon. Es konnte also sehr gut so sein, dass dieser Weg geradeaus zum Ganzkaputten, Totalkaputten, Komplettbehinderten führte, da gab es keine Garantie, dass das anders ging, aber es war mir egal, als ich mich umdrehte und sah, wie Clay mich ansah.

*He was in love and it sounded more like a warning, but so he went.*

Keine Angst.  
Jetzt nicht.

Clay stand da und lächelte, und ich fand jetzt, eigentlich brauchte ich nichts mehr auf der Welt. Selbst wenn es irgendwann wieder vorbei war, wenn es irgendwann keine Liebe mehr war, keinen Sex gab, wir uns überhaupt stumm wie Fremde gegenüberstehen würden (können wir eigentlich miteinander reden?), all das konnte immerhin passieren, ich bin so alt, dass ich das nicht vergaß, dass das wahrscheinlich irgendwann passierte, echt

jetzt, aber es war mir egal, immer wäre es dann meine Geschichte gewesen, die Geschichte von Clay und Felix.

*Rare moment, a moment of certainty.*

Ich hatte jetzt eine Geschichte, es war nicht mehr irgendeine, eine, die ich noch einmal neu erfinden konnte, immer noch einmal, sondern dann genau diese, sah so aus wie jetzt und nicht anders. Aber ich musste mich gar nicht entscheiden. Es gab nichts zu entscheiden. Es gibt kein anderes Leben, alles ist jetzt. Ich drehte mich um, da stand Clay und guckte mich an.

*San Diego, CA, December 31*

Ich wollte die Dinge nicht einfach laufen lassen. Ich wollte nicht, dass es endet wie mit Jack. Als wäre dies meine letzte Chance.

Wie oft verliebt man sich in einem Leben? Viermal? Auch wenn es sein konnte, dass es unvernünftig war und schlimm enden würde, das war nicht ausgeschlossen. Hätte ich meine Liebe denn vernünftig planen müssen? Aber wenn es Glück gab, dann mit Clay, der so schön war, wusste er eigentlich, wie schön er war, hatte ich ihm eigentlich schon gesagt, wie schön er war, auch wenn er nicht lächelte, dann noch mehr.

Schön, traurig, schön.

Verliebte Jungs: Felix und Clay. Noch einmal wie in irgendeinem

Homofilm, der ganz billig gemacht war, was aber komplett egal war, weil *nur die Liebe zählt*. Einen solchen Satz traue ich mich auch nicht jeden Tag zu sagen, dass *nur die Liebe zählt*.

Und ich dachte: Ich verliebe mich in Jungs und will dann Sex mit Männern.

Und ich dachte: Am liebsten einen Jungen, der auch ein Mann ist. Boyman. Mit Männern Sex, von einem zum anderen, Kumpelsex, Buddiesex, Bullensex, mit Liebe hat das nichts zu tun. Umgekehrt will ich mit den Jungs nicht immer gleich in die Kiste, ich will sie retten. Ja, ich will sie retten. Ich rette dich, du rettest mich. So geht die Liebe. Sex und Liebe ganz grundsätzlich nicht dasselbe, auch nicht mit derselben Person, eher nicht, eher unwahrscheinlich. Das macht das Leben zwangsläufig kompliziert. Das hätte ich gerne noch mal mit Jack diskutiert.

Clay stand da und guckte mich an, und ich glaube, er sagte was, er öffnete den Mund und ich sah seine weißen Zähne und er lächelte und er sagte was, aber ich hörte nicht, was.

Ein Satz schoss mir in den Kopf: Dieser Blick wird mich begleiten, bis zu meinem Tod. Wenn Liebe der Wunsch war, nicht allein zu sein, wenn es darum ging, das Nichtalleinsein dann zu finden (ich will nicht mehr allein sein), dann war das Wunder: Ich brauche keine Drogen, keinen Sex. Nur einen Blick, das war der Wahnsinn. Jemandem glauben, dass man mit ihm nicht mehr allein ist, auch wenn man weiß, man wird sterben, einer wird sterben, erst der eine, dann der andere. Das letzte große Drama, dass wir wen lieben, der dann stirbt. (War deshalb die Liebe, die ihr Scheitern zugibt, so schön?)

## 5. Wahrheit

*Wir lieben einen, der stirbt. Schlimm, aber genau das ist Liebe: Einer stirbt, aber wir lieben ihn, dass es einmal vorbei sein wird, dass die Liebe nicht endlos ist, gehört zur Liebe mit dazu. Liebe ist Leichtsinn, immer. Anna hatte recht: Sex konnte man mal hobbymäßig im Hobbykeller haben, ab und zu ein Fickfest im eigenen Haus, musste man gar nicht groß rummeckern, war aber auch nicht immer so toll und*

*Liebe war Liebe.*

*Jetzt kommt die Liebe.*

*San Diego, CA, December 31*

Schon wieder alles wie in Hollywood, dachte ich, obwohl wir noch immer in San Diego waren, alles wie im Film, so als hätte ich es genau so schon einmal erlebt, so wie jetzt, viel klarer, als wenn einer von uns beiden versucht hätte zu sagen, was gerade passierte. So perfekt, wie wenn man nachts nebeneinanderliegt und der Sex ist schon um und man kann noch nicht schlafen, weil es so schön war, und man liegt zusammen in der Dunkelheit und hört den anderen atmen.

Clay holte das Auto aus dem Parkhaus.

Ich saß vor der Abflughalle auf meinem Gepäck in der Sonne. Ich liebe Flughäfen, wegen der Gesichter und ihren Geschichten,

die man sich dazu ausdenken kann, die nie zu Ende sind und immer wieder anders. Die Aussicht, irgendwo anzukommen und dann zu bleiben, hatte mich bisher immer deprimiert. Nur in New York war es anders. Zu Hause sein hieß in New York, man lebte in einer Stadt, wo alle auf der Suche waren, wo zu Hause niemals hieß, jetzt wird es still.

*New York, NY, February 23*

Anna guckt mich an, sagt nichts.  
Ich sehe sie verschwommen.  
Heute ist sie gar nicht ungeduldig.  
Ich reibe mir die Augen.  
Ich erzähle weiter.  
Solange ich erzähle, geht es noch weiter.

*San Diego, CA, December 31*

Clay war zum Flughafen gekommen. Ich wusste nicht mal, warum, vielleicht wollte er sich bloß verabschieden, aber ich hatte mich umgedreht und ihn angesehen, und ich konnte nicht wieder weg, obwohl ich keine Ahnung hatte, was er wollte. Ich konnte nicht wieder weg, und obwohl ich Kalifornien immer gehasst hatte, fühlte ich mich in San Diego gerade zu Hause, während ich auf meinem Koffer in der Sonne saß und darauf wartete, dass Clay mit dem Auto kam.



New York, NY, February 23

Ich wollte dich anrufen und dir alles erzählen.

Warum hast du es nicht getan?

Ich kann es dir nicht erklären.

Das würde alles noch komplizierter machen, denke ich.

San Diego, CA, December 31

Clay stand mit seinem Audi TT vor mir. Die Musik war an: *Only when I lose myself*, von Depeche Mode. Die habe ich in den 1980ern vollkommen verpennt. *It's only when I lose myself with someone else that I find myself*. Dafür sind ja Greatest-Hits-Alben da, als Nachhilfeunterricht für die bisschen Zurückgebliebenen, auch wenn's dann nicht mehr den sofortigen Aktualitätsrausch gibt, seit es Musik digital gibt, sowieso nur noch Greatest-Hits-Alben. Bloß nicht in die Bildungsbürgerfalle tappen, nicht mit dem Klassikquatsch anfangen, da fühlt man sich ja gleich wie im Grab. Geht noch ganz gut mit Pop weiter, geht einfach weiter, was denn sonst.

Popmusic quite simply helps me to feel at all.

Popmensch oder Kopfmensch? Immer beides, auch wenn man das eine mit dem anderen manchmal nicht zusammenkriegt.

Pop / Culture

Boy / Man

Love / Sex

Immer mindestens zwei Sachen wichtig.  
Darum ging es doch.

Hirntern persönliches Komplexitätslevel halten.  
Aber ich konnte seine Augen nicht sehen, weil Clay seine Sonnenbrille aufhatte.

Und plötzlich dachte ich, vielleicht wird es doch nichts als ein verlängertes Fickwochenende. Das oder die große Liebe, das lässt sich bei Homos ja manchmal schwer sagen. Nicht nur bei Homos, überhaupt, war gar keine exklusive Homonummer. Die große Liebe als anfänglicher Übermut, dem man dann erlaubt, das eigene Leben zu bestimmen.

Clay gab mir einen Kuss.  
Er küsste so gut.  
Eigentlich wollte ich ihn immer nur küssen.

Nicht zu viele Fragen stellen, damit die Liebe noch ein bisschen hält.  
Und ich dachte:

Love will save me from endlessly being a boy.

#### 6. Wahrheit

*Für erwachsene Menschen gibt es die große Liebe nicht ironiefrei. Das heißt dann, auch wenn die Liebe vorbei ist, dass sie vorher nicht falsch war, sondern dass sie so geht, die Lie-*

*be, und dann wieder vorbei ist. Lieben kann man erst, wenn man alt ist, wenn die Trauer um die Liebe zur Liebe mit dazugehört. Muss man nur bisschen aufpassen, dass noch gerade so viel Verliebtheitsverblendungsenergie übrig ist, dass es dann überhaupt noch losgeht. Der Trick geht so: Das geliebte Bild ein Leben lang bewahren, auch wenn der gegenüber schon ganz anders aussieht, wenn er schon innerlich vergammelt, aber ich weiß noch, wie es war, als wir jung waren, du und ich. Jung und schön, weißt du noch? Ehrlich gesagt glaube ich nicht, dass man sich in einen alten Menschen verlieben kann. Ich glaube auch nicht, dass man sich als alter Mensch verlieben kann. Ich glaube, ich habe mich gerade zum letzten Mal in meinem Leben verliebt.*

*San Diego, CA, January 3*

You are thinking too much.

Sagte er,

You are thinking too much.

Wusste nie, was das heißen sollte, wie man weniger denkt, nicht denkt. Menschen denken, oder?

Am I boring you?

Clay gab mir einen Kuss, aber antwortete nicht.

Wir mussten gar nicht reden, meinetwegen nicht. Wir lagen zusammen im Whirlpool, nicht wie in der Sexsauna nebeneinander, wo man dann unter Wasser an den frei schwimmenden Pimmeln der anderen rumfummelt und noch so tut, als wäre die Hand da zufällig hin, und wenn zurückgefummelt wird, geht

gleich das gegenseitige Unterwassergewichse los, nein, wir lagen voreinander, hintereinander, ich vor Clay, ich in seinen Armen, er hielt mich fest. Das Wasser blubberte leise, als würde es kichern. Ich hätte gar nichts dagegen, jetzt zu sterben.

Ich dachte ans Sterben, nicht so, als sei das Sterben etwas Schlimmes, eher etwas Schönes, als sei das Sterben tatsächlich etwas Schönes. In diesem Moment wäre es zum Beispiel sehr schön gewesen zu sterben. Warum man immer alleine ans Sterben denkt. Warum man nie übers Sterben spricht.

Because it's such a downer.  
Weil es einen so runterzieht.

This a perfect moment, sagt Clay.

A perfect moment for what?

A perfect moment to die, sagte er und lächelte und hörte nicht wieder auf.

Er macht mir Angst, wie er das sagt. Auch wenn man selber oft an den Tod denkt. Wenn ein anderer es sagt, macht es Angst.

I wanna die young. Do you wanna die with me?

C' mon.

Ich fühlte mich wie in einem Vampir-Film für Teenager. Aber Vampire können nicht sterben, sie bringen nur andere um.

I don't wanna die.

Selbstmord fand ich immer dumm, man wusste ja nicht, was noch kommt, im Leben. Gerade weil man es nicht wusste, wollte ich es nicht verpassen.

We are going to be old and we will have lots of babies.

I don't like kids.

I only like boys.

Things will go on, just differently.

Hörte mich auf einmal sagen, woran ich sonst nicht glaubte. Und Clay spielte die Rolle, die ich sonst eigentlich hatte: lebensmüder junger Mann.

But I will be there too, sagte ich und guckte ihn an, unsicher.

But we won't be boys forever.

No, we won't. We'll be two older gentlemen that will remember how beautiful they were when they were young and all the hot sex that they had.

Clay guckte mich an. Ich war mir nicht sicher, ob er traurig war oder nicht.

Maybe you are right.

Maybe.

Clay tauchte ab, den Kopf unter Wasser. Ich machte es ihm nach. Unter Wasser machte ich die Augen auf und guckte zu ihm hin. Ich zählte *one, two, three*. Man weiß nicht recht, ob man wach ist oder schläft, unter Wasser. Lieber noch ein bisschen weiter-schlafen. *Thirteen, fourteen, fifteen*. Ich war lange nicht im Wasser, ich war mir fast nicht sicher, ob ich noch schwimmen konnte, *sixteen, seventeen, eighteen*, ich kam als Erster wieder hoch. Clay war noch immer unten, *nineteen, twenty, twentyone*. Wie es wäre, wenn Clay wieder weg wäre, ganz weg. Ich hatte offensichtlich angefangen, als «wir» zu denken. Dann trieb er langsam zur Wasseroberfläche, dabei hatte er seine Augen geschlossen. Clay, rief ich. Er machte die Augen auf und lächelte. Er spuckte mir die volle Ladung ins Gesicht.

Du Sau.

What?

Sow, Pig.

Ich sprang auf ihn, aber er war schneller und hatte mich schon im Griff. Wir schrien wie Fünfjährige, er drückte mich unter Wasser, ich ihn, er mich, bis wir beide rote Augen hatten und außer Atem waren. Ich hatte mehr Muskeln, aber Clay war stärker. Er hielt mich fest, guckte und gab mir einen Kuss. Küssen war wichtiger als ficken, fand ich. Es war dunkel und wir konnten die Sterne sehen.

Nach dem Sex redeten wir über Britney und Christina, über Beyoncé und Rihanna. Gott sei Dank gab es ja Pop – Pop, Pop, Pop, ich weiß nicht, worüber wir sonst geredet hätten. Wird unser Leben jetzt leicht und easy, werden wir uns nur die einfachen Fragen stellen und den Rest für uns behalten? Oder wird es anders, wird es so, dass wir alles sagen können, dass es immer weitergeht, auch wenn der Sex mal nicht mehr interessant ist, es trotzdem immer weitergeht.

Werden wir uns lieben?

Und auch wenn es mich ein bisschen nervös machte, wenn wir nicht redeten, weil ich dann dachte, wir haben uns nichts mehr zu sagen, gleich haben wir uns nichts mehr zu sagen, gleich geht gar nichts mehr, fand ich es jetzt nicht schlimm.

Clay fand es überhaupt nicht schlimm.

And that's it.

Sagte er dann, wenn er mit einem Thema fertig war, auch wenn er erst drei Sätze dazu gesagt hatte,

that's it.

Sagte er dann so süß, dass man für die nächsten zwanzig Minuten überhaupt nicht mehr reden wollte, weil er es so supernett gesagt hatte, dass es jetzt nichts mehr zu sagen gab, aber die

Sprechpause sich nicht wie eine blöde peinliche Pause anfühlte, sondern wie eine sehr schöne Pause.

Ich schwamm zur anderen Seite des Whirlpools und guckte mir meinen neuen Freund an. Ich wusste nicht, wie alt Clay war. Bei kalifornischen Menschen wusste man sowieso nie so genau, wie alt sie waren, und ob sie schon operiert waren oder nicht. Wir waren doch schließlich die Generation, die entschieden hat, nicht älter zu werden.

Did you have plastic surgery?

Clay lachte.

I would never do that.

Aber ich glaubte ihm nicht, sondern glaubte, er hatte sich seine Augenlider machen lassen.

I think you had an eye-job.

Clay lachte.

Ich glaubte, er hatte Geheimnisse vor mir.

*San Diego, CA, January 31*

Clay stand um sieben auf. Wenn wir zusammen aufwachten, hatten wir Sex. Hinterher ging er unter die Dusche, ich in die Küche. Kaffee für mich, Tee für ihn. Während ich duschte, machte er Toast. Dann setzen wir uns zusammen vor den Computer, lasen Nachrichten online und aßen dabei unsere Marmeladetoasts. Manchmal hielten wir uns dabei an den Händen, manchmal gaben wir uns einen Marmelade-Kuss. Meistens waren wir still. Dann ging Clay zum Malen in den ersten Stock. Für die nächsten vier Stunden war er weg. Manchmal blieb er auch den

ganzen Tag. An den ersten Tagen ging ich raus auf die Terrasse und legte mich in die Sonne, als hätte ich Urlaub. Ich hatte mein Jobinterview abgebrochen. Das war mein Ticket gewesen, um in den USA zu bleiben. Jetzt brauchte ich einen neuen Plan. Ich konnte nicht ewig Clays Boytoy bleiben.

Immerzu schien die Sonne, wir waren ja in Kalifornien. Ich fing an, die Tage im Haus zu verbringen. Eigentlich war der Sommer wie Winter: Man musste nach Schutz suchen. Ich fing wieder an zu schreiben. Erst aus Langeweile, dann, um mich wieder zurechtzufinden in meinem Leben. Ich wollte noch immer ein Buch über die Wahrheiten des Älterwerdens schreiben. Aber es sollte jetzt kein Essay mehr werden, sondern eine Geschichte. Ich fing an, es Clay nachzumachen: Wenn er nach dem Frühstück nach oben verschwand, setzte ich mich unten mit meinem Laptop auf die Couch und fing an zu schreiben. Mir gefiel der Rhythmus unseres Lebens. Wenn wir mit unserer Arbeit fertig waren, machten wir alles zusammen: Sport, Sex, Schlafen. Es war ganz einfach, und es war alles, was ich wollte.

Ich sprach mit niemandem, nur mit Clay. Wenn er entspannt war, wurde er ein bisschen tuntig. Ich fand das süß. Er sprach so sanft, als sei er immer ein bisschen bekifft. Ich wollte, dass sein Jack-Pierson-Gesicht nicht mehr aus meinem Leben verschwindet. Es fühlte sich an wie im Traum: Man konnte sich nicht verletzen. Alles ging weiter wie am ersten Tag.

Ich sah unser Leben wie ein Bild von Pierre et Gilles, bei denen die Körper immer jünger und bunter aussehen, als sie in Wirklichkeit waren. Das Glück stellte ich mir immer in Bildern



vor, nicht in Sätzen. Nicht in ganzen Sätzen jedenfalls, aus denen dann Geschichten wurden. Felix und Clay. Wir wussten noch nicht, wie unsere Geschichte aussehen würde. Was klar war: Wir werden eine haben, wir werden wirklich eine Geschichte haben. Wir zögerten, über unsere Vergangenheit zu sprechen, alles war jetzt. Die ersten Tage einer Liebe. Es gibt glückliche Tage, dachte ich. Was du tun musst für dein Glück, dass dein Glück dann bleibt und alles weitergeht. Nur manchmal dachte ich daran, dass Clay schon ein Leben hatte, bevor ich kam. Und dann fragte ich mich, warum er mich in dieses Haus gelockt hatte.

*New York, NY, February 23*

Ich will noch einen Soy-Latte. Nimmst du auch noch was?

Nein, danke.

Einen Muffin?

Neeneee.

Anna geht und stellt sich in die Schlange. Den ganzen Tag lang stehen hier Leute an. Nonstop werden Getränke produziert. Die Stadt ist immer voller Menschen, das Café ist immer voller Menschen. Bei Starbucks wurde keiner eingestellt, der älter als fünf- unddreißig war.

Ich frage mich, ob New York noch der richtige Ort für mich ist.

Da kommt Anna zurück, mit Muffin und Soy-Latte XXL.

Sie lächelt mich an.

Auch wenn ich ihr das Lächeln nicht ganz glaube, so wie ich es Amerikanern nicht ganz glaube, so amerikanisch war sie schon, aber es tut mir gerade gut, dieses Lächeln. Es kommt mir so vor,

als würden wir uns schon ein halbes Leben kennen. Egal was passiert, Anna würde aus meinem Leben nicht mehr verschwinden. Das wäre doch schön, wenn ich wüsste, dass Anna aus meinem Leben nicht mehr verschwindet. Ich musste ihr nur noch ein paar Dinge erklären. Wenn der richtige Zeitpunkt gekommen ist.

Es ist viel passiert, seit wir uns das letzte Mal gesehen haben, sagt Anna, sagt es so, als spreche sie nicht über das, was ich ihr erzählt habe, sondern über das, was ich ihr nicht erzählt habe, sagt es so, als könnte sie Gedanken lesen.

Ja, das stimmt.

Sie stellt mir den Blueberry-Muffin vor die Nase.

Ich finde, du solltest etwas essen, sagt sie.

Lass uns lieber eine rauchen.

Wir gehen vor die Tür.

Ich sage:

Kurz bevor ich Clay zum letzten Mal gesehen habe, hatte ich diesen Traum:

Ich lag auf dem Boden.

Ich atmete laut.

Ich wusste nicht, ob ich tot war oder träumte.

Ich konnte mich bewegen.

Ich versuchte aufzustehen.

Ich lief durch den Wald,

Dahin,

Wo es heller war.

Ich rannte.

Ich war am Strand angekommen.

Das Meer war türkis.

Ich war im Paradies.  
Aber ich war nicht allein.  
Ich hörte Schreie, ich drehte mich um.  
Verkohlte Flugzeugteile, schwarzer Rauch, dazwischen herumirrende Menschen, Sachen flogen durch die Luft,  
Als wenn es stürmte.  
Mir war schwindelig.  
Sand in den Augen, die Sonne blendete.  
Es war kein Sturm, eins der Triebwerke wirbelte alles durch  
Die Luft.  
Die Überlebenden schrien wie Verrückte.  
Nicht, als hätten sie Angst.  
Als wären sie wirklich  
Verrückt geworden.

Eine der Tragflächen  
Ragte in den Himmel.  
Eigentlich sah es schön aus.  
Ich staunte und konnte mich nicht losreißen.  
Ein Mann lag halb begraben unter einem der Trümmerteile.  
Auf einmal war mein Verstand glasklar.  
Sie zogen den Körper unter dem Wrack hervor.  
Das Triebwerk explodierte.  
Brennende Wrackteile flogen durch die Luft.  
Ich drehte mich um, und die Tragfläche bewegte sich.  
Gleich würde sie runterkrachen.  
Der Rest des Flugzeugs explodierte.  
Halb verglühte Wrackteile.  
Überall am Strand.  
Einige sahen so aus, als seien sie extra hier hingelegt worden.

Das ist nicht dein Traum, sagt Anna, das ist die erste Folge von *Lost*.

Ich war überrascht, dass sie die Serie überhaupt kannte. Ich dachte immer, Anna guckt kein Fernsehen. Vielleicht habe ich es auch nur im Fernsehen gesehen und gar nicht geträumt, sage ich.

Was ist passiert?

Wo ist Clay?

Clay ist tot.

*San Diego, CA, February 19*

I go for a swim.

Er hatte mich müde angelächelt.

Okay, Baby.

Sonst waren wir immer zusammen gegangen, diesmal ging ich allein. Lazy bitch, sagte ich und gab ihm einen Kuss. Clay lächelte, wirklich müde. Ich ging zum Strand. Wie Menschen nicht am Wasser leben können, überhaupt. Für mich war klar: Ich will für immer hierbleiben.

Ich wusste nicht, wie lange ich geschwommen war. Eine Stunde? Ich saß am Strand und guckte aufs Meer. Nachts war es noch warm. Ich hatte gehofft, dass Clay noch kommt und hier auf mich warten würde. Ich legte mich in den Sand und schloss die Augen.

Ich hatte aufgehört zu kämpfen. Ich hatte mir immer gewünscht, dass das Leben so einfach wäre. Ich glaubte, ich werde hundert Jahre alt.

Zurück im Haus.  
Ich rief nach Clay.  
Clay!

Im Schlafzimmer.  
Innen war es weiß, ich war geblendet.  
Clay?

Was stimmte nicht.

Clay lag auf dem Bett. Er lächelte nicht, seine Augen waren offen.

Es war kein Film.

*I wanna die as long as I am young and beautiful.*  
*I wanna die as long as I am happy.*  
*As long as I am with you.*

Der Brief lag auf dem Bett, auf dem Nachttisch drei leere Pflendosen, Benadryl, Dramamine, Ritalin, alles Schlafmittel. Ein Glas Wodka Tonic, leer, die Eiswürfel waren noch nicht geschmolzen. Ich weiß nicht, wie lange ich so saß. Wie er dalag. Ich traute mich nicht, ihn anzufassen.

Ich weinte und merkte es erst gar nicht.

Ich riss ihn an mich. Kein Puls. Ich hielt ihm die Nase zu und blies ihm Luft in die Lunge, so, wie ich es im Fernsehen gesehen hatte. Ich steckte ihm den Finger in den Hals. Ich massierte sein Herz. Ich schlug ihm ins Gesicht, als wäre er ohnmächtig. Mir liefen die Tränen über die Wangen.

*I wanna die as long as I am happy.  
As long as I am with you.*

Die Worte verschwammen vor meinen Augen.

911 anrufen. Ich muss 911 anrufen. Ich rannte ins Badezimmer und übergab mich. Ich hockte auf dem weiß gekachelten Badezimmerfußboden. Das Licht schmerzte. Ich hatte immer geglaubt, wenn ich nur wollte, würde Clay für immer für mich da sein, ich musste es nur wollen.

*Sitting somewhere here with me.*

Als ich wieder aufwachte, war noch alles wie vorher.  
Es war kein Traum.  
Clay lag da.

Drei Tage verließ ich das Haus nicht.  
Ich blieb bei meinem toten Lover.  
My boy.  
Hielt seine kalte Hand.  
Ich schloss seine Augen.  
Ich wusch ihn und kämmte seine Haare.  
Ich zog ihm sein hellblaues Lieblings-T-Shirt an.

*Nobody wants to die alone or with strangers.*

Er wollte nicht alleine sterben.  
Einen Lover, bis zum Schluss.

Dafür hatte er mich ausgesucht.  
Du weißt, was mir fehlt, du weißt, wie mir zu helfen ist.

Dafür hatte er mich bezahlt.  
Ich konnte mich nicht entschließen, ihm böse zu sein.

Ich liebte ihn.  
Ich konnte das sagen.

*We only have a little time to love the living.*

Ich ging zum Tattoo-Studio an der Strandpromenade und ließ mir von dem fetten Schwarzen seinen Namen auf die Brust tätowieren.

C-L-A-Y

Ich glaube, ich weinte immer noch.  
Der Typ konzentrierte sich auf die Arbeit.  
Als er fertig war, ging ich zum Strand.

Es war dunkel.  
Ich stand am Wasser.  
Ich bewegte mich nicht.  
Allein hatte ich nicht den Mut.

Warum hat er nicht auf mich gewartet?  
Am nächsten Morgen rief ich 911 an.  
Wie er da lag, in seinem hellblauen Abercrombie-Shirt.  
Dann rief ich ein Taxi und fuhr weg.

*New York, NY, February 23*

Ich reibe mir die Augen.  
Anna weint.

Die großen Dramen, das ganze Gerede, das jetzt mit Frauen.  
Männer halten den Mund oder hauen ab. Schwule waren da  
auch nicht anders. Der Stand der Dinge im Moment.

Warum hast du mich nicht früher angerufen?  
Ich hatte nicht den Mut, es ihr zu erklären.  
Komm, lass uns wieder reingehen.  
Wir setzen uns an den Tisch. Anna wischt sich die Tränen ab. Sie  
weint für mich.

Ich habe mit niemandem gesprochen.  
Ich habe mit Clay gesprochen.  
Ich habe mit ihm gesprochen, als wäre er noch am Leben.  
Er hat mir geantwortet:

Er war nicht krank.  
Kein Krebs, kein Aids, alles anders.  
Er wollte nicht alt werden.



Clay wollte nicht älter als vierzig werden.  
Ich trage den Brief noch bei mir.

Er hat mich bezahlt. Ich dachte, es wäre ein Spiel gewesen. Er hatte es gar nicht nötig, natürlich hatte er es nicht nötig. Aber es war kein Spiel. Er hatte einen Plan. Ich fand es nicht einmal absurd, ich konnte es mir auch vorstellen. Einfach aufhören.

Anna hört mir zu, hält meine Hand. Sie kann zuhören, wenn sie will. Ich bin froh, dass ich sie angerufen habe.

Ich habe mich für das Sommersemester in Ithaca krankgemeldet, erzähle ich. Bis Mai habe ich Zeit zu überlegen, wie es weitergeht. Komm zurück, sagt Anna. Wir brauchen solche wie dich, sagt sie, in der Profession, sagt sie ein bisschen pathetisch, als bedeutet schwul sein immer noch subversiv sein.

Ich gucke Anna fragend an.

Konnte ich jetzt weitermachen, einfach so, als sei das alles nur ein kleiner Unfall gewesen?

Bisher versuchte ich mich in meine Jugendlichkeit zu retten, wenn in meinem Leben etwas schief lief, ich versuchte das Unglück ins Spielerische zu wenden. Neustart, noch einmal auf Los gehen. Das war es, was mich über die Unruhe der letzten Jahre hinweggerettet hat: mein spielerisches Selbstbewusstsein. Ein paarmal hat das geklappt. Aber jetzt ging das nicht mehr. Und nun? Werde ich ganz einfach ein alter Mensch mit einem traurigen Gesicht? Oder musste ich die Dinge akzeptieren, wie sie waren, um ein neues Level von Gelassenheit zu erreichen? So wie Marco irgendwie immerzu gelassen war. Ich verstehe, dass

es das gab, wirklich wurde es dadurch aber noch nicht. Oder könnte ich werden wie Jack, ein friedlicher, gut funktionierender Homosexueller?

Vielleicht hat Anna recht. Vielleicht brauchte ich nur zwei, drei Wochen Pause, um mich dann wieder in Ithaca einzurichten. Ich könnte mir bei Jack ein paar Tipps für das Vorstadtleben abholen. Ich könnte es noch einmal versuchen, allein, weil ich es will. Einmal im Monat würde ich nach New York fahren. Das wäre doch kein schlechtes Leben.

Zwei Stunden später sitzen wir noch immer bei Starbucks. Ich bin nicht so ein guter Zuhörer wie Anna. Ich hänge meinen eigenen Gedanken nach.

Sie redet die ganze Zeit.

Marco erwähnt sie mit keinem Wort. Ich weiß nicht, ob sie sich getrennt haben, und traue mich nicht zu fragen.

Ich überlege, ob ich ihr jetzt die Geschichte erzählen soll.

Es war ja nicht einmal eine Geschichte.

Es war ja nur eine Nacht.

Irgendwann würde ich es tun.

Wir sind ja schließlich Freunde.

Das will ich: Annas Freund sein.

Und bei dem Gedanken muss ich plötzlich weinen.

Anna ist großzügig. Sie fragt nicht, was los ist.

Das Telefon klingelt. Sie redet kurz und steckt das Handy wieder in ihre blaue Manhattan-Portage-Umhängetasche, die besser zu ihren Studentinnen passen würde.

Er ist auch in der Stadt.

Marco.

Ich wusste, ich würde ihn irgendwann wiedersehen.

Ich wusste, ich würde Anna und Marco irgendwann wiedersehen.

Ich fühle mich nicht wohl.

Mein Kopf tut weh.

Ich fühle mich gar nicht wohl.

Ich hätte etwas essen sollen.

Nicht rauchen.

Mir ist schlecht und schwindelig, als hätte ich letzte Nacht zu viel getrunken.

Ich gucke mit verheulten Augen in Annas verheulte Augen.

Ich muss jetzt gehen.

Wollen wir später zusammen essen?

Ich habe noch nicht Ja gesagt.

Marco kommt auch.

Ich rufe dich an, sage ich.

Immer alles offenhalten, sagt Anna und lacht.

Ich bin froh, dass sie mich nicht versteht.

*New York, NY, February 23*

Einkaufen als Schrumpfform des New Yorker Glücksversprechens.

Alle kriegen alles, werden, wer man will.

Beautiful people

Rich people

Beim Einkaufen bekommt man, was die Stadt zu bieten hat. Der Rest nichts als Kulisse. Ich beschließe, mir neue Sachen zu kaufen. Shoppen, bis ich Opa bin. Die Zeit der bunten T-Shirts ist noch nicht vorbei. Ich gehe zu Urban Outfitters. Alles, was in den Regalen liegt, gefällt mir. Ab jetzt immer alles alleine kaufen. Nicht mit Jack, nicht mit Clay. Ich probiere gar nichts an. Ich mache es wie er. Ich greife nach den T-Shirts, bezahle und gehe wieder.

Bei Abercrombie ist kein Verkäufer älter als fünfundzwanzig. Die Jungs greifen sich in den Schritt und stehen dumm rum. Laut und dunkel, laut und dunkel, wie in einem Club. Nichts sehen und nichts hören. Keiner sagt irgendwas. Ich bin erschöpft, ich brauche eine Pause. Ich gehe zu den Umkleidekabinen, ich will mich ausruhen. Allein in der Umkleidekabine dann. Ich kenne keinen einzigen Song, der hier läuft. So, als wäre ich schon seit vierzig Jahren tot. Raus, raus, raus. Weg, wohin, wo es still ist. Aber da ist kein Griff, es gibt keinen Griff. Ich hämmere gegen die Tür, keiner hört mich.

Alleine komme ich hier nicht wieder weg.

Ich sacke zusammen. Ich sitze auf dem Fußboden.

Irgendwann würde die Minderjährige, die die Kabinen bewacht, es bemerken. Ich mache eine Zigarette an. Wenn der Feuermelder angeht, muss sie mich hier rausholen.

Wenn man verrückt wird, schreit man rum wie blöd, verzieht das Gesicht, hat Schaum vorm Mund, fällt dann um, drei Leute stürzen sich auf einen und schieben einem was in den Mund, bis man auf der Bahre angeschnallt wird und abtransportiert, wie

ein Epileptiker. Man wusste nicht, dass man verrückt ist, sonst wäre man ja nicht verrückt. Wer es sagen konnte, war es nicht.

Ich gucke in den Spiegel. Ich sehe nicht aus wie ich selbst, sondern wie die Toten in der Fernsehserie *Dead Like Me*, die, wenn sie gestorben waren, weiter auf der Erde herumliefen, aber für die Lebenden wie fremde Menschen aussahen.

Ich höre keine Stimmen.  
Nur die Musik, die ich nicht kenne.

Ruhig atmen, das Atmen nicht vergessen.  
Hilft jetzt nicht.  
Die Zigarette schmeckt beschissen, ich mache sie wieder aus.  
Mir ist heiß, ich schwitze.  
Mein Kopf tut weh.  
Ich habe Angst.  
Ich will schreien.  
Schreien, nicht sterben.  
Ich will nicht sterben.

Ich falle zu Boden, gegen den Spiegel.  
Ich wische mein Gesicht mit den bunten T-Shirts ab, die auf dem Boden liegen.  
Ich blute, meine Arme sind kalt.  
Warum blute ich?  
Mein Mund schmeckt bitter.  
Das Atmen ist schwer.

Was für ein dämlicher Tod, denke ich noch.

Peinlich, aber war der Tod nicht immer peinlich?

Die Sechzehnjährige hört gar nicht wieder auf zu schreien. Als sie die Tür aufmacht, ist alles rot. Ich sitze nackt zwischen den Scherben und lächele müde. So schlimm ist es gar nicht, will ich sagen, aber ich kriege den Mund nicht auf.

*New York, NY, February 24*

Die Wände sind dreckig. Der Kaffee schmeckt nicht. Überall gibt es Starbucks, auf Flughäfen, an Universitäten, in Hotels. Warum es in Krankenhäusern eigentlich keinen Starbucks gibt. Warum man sich im Krankenhaus immer sofort krank fühlt.

Wie es riecht.

Man weiß, dass sie hinter diesen Türen die Körper aufschneiden und einfrieren, darum hat man Angst, auch wenn man nichts sieht, man weiß es und muss daran denken.

Anna redet die ganze Zeit.

Sie denkt, ich kriege nichts mit, obwohl ich hier mit offenen Augen liege.

Es war ja kein Herzinfarkt, ein Schwächeanfall, einfach nur ein Schwächeanfall.

Anna redet weiter.

Marco steht daneben, sagt nichts.

Er guckt mich an.

Seit der Nacht im Hotel haben wir uns nicht gesehen.

Ich kann nicht sprechen.

Sie haben mir was gegeben und meine Gedanken sind jetzt weich und süß und falsch.

Ich habe das Gefühl, es würde nie wieder anders werden.

Es gibt hier zwar keinen Starbucks, dafür läuft aber Starbucks-Musik.

Norah Jones, *One Flight Down*.

Ich würde ihr jetzt gerne sagen:

Wir hatten Sex.

Ganz laut, sodass es alle mitkriegen.

Sie würde mich dann fragend angucken.

Marco und ich hatten Sex, würde ich sagen. Einmal. In San Diego. Das war alles.

Ich wollte es dir nur sagen.

Dann war es raus.

Das war dann das.

Dann wäre sie still.

Dann würde sie lachen.

Boys, würde sie sagen,

Boys, Boys, Boys.

Das wünsche ich mir.

Aber ich sage es nicht.

Marco sagt was, aber ich verstehe nicht, was.

Anna guckt mich an.

Sie lacht.

Sie sagt was, aber ich verstehe nicht, was.

Sie lacht noch immer.

Dann verstehe ich:

Sie lacht mich aus.

Was hat er gesagt?

Marco guckt mich an.

Er nimmt meine Hand.

Ich kann mich nicht wehren.

Anna geht.

Ach so.

Marco hat das für mich erledigt.

Ich will sagen: Ich will nicht, dass du gehst.

Auch wenn ich nicht sprechen kann, ich kann noch ganz klar denken.

Hirnintern fühlt sich alles an wie immer.

Früher ist es von selber so gewesen, dass man Zeit mit Frauen verbringt, unverbinderbar, weil man ja erst mal in die Hetenwelt hineingeboren wurde, bevor man dann die Lage peilte. Dann versuchte, davon wegzukommen. Von allem weg. Von der Familie weg, von den Hetenmännern weg, und dann eben auch irgendwann von den Frauen weg. Mit dreißig waren dann plötzlich die Frauen dran. Mit vierzig noch mal kurz checken, ob das Restleben wirklich so frauenlos aussehen soll, ob nicht doch noch die eine oder andere Frau mal eine Rolle spielen soll. Ob die in die Lebensplanung noch mit reinsollten.



Die Antwort war Ja.

Ja, ich will.

### 7. Wahrheit

*Wenn Frauen einen nicht immer wieder aus der Homowelt, aus der Homototalität rausreißen würden, wäre ja alles noch schlimmer. Wenn das nicht mehr wäre, dann wäre der Schaden ja noch größer. Dann gäbe es ja den Totalschaden, wenn man die Frauen noch abzieht, wenn die nicht mehr vorkamen im Hirn als Möglichkeit. Nicht für Sex, das war klar, das war um. Aber Frauensprache finde ich schon gut, Frauenworte und Frauenblicke. Das tut manchmal gut. Dass man mit Frauen garantiert nicht ficken will, ist ein Vorteil, ist doch super, da geht doch noch was. So entspannt wie unter Schwucken eher nicht.*

Jetzt sind sie weg.

Jetzt ist auch Anna weg.



WE WILL FUCK FOREVER



*Berlin, March 7*

Durch die Stadt, dann zum Sport. Ist doch ein Start. Immer wieder Sport. 279 Euro für sechs Monate, mehr nicht, mehr kann ich mir nicht vorstellen, weiter kann ich noch nicht planen, sechs Monate, das sind dann 46 oder 47 Euro im Monat.

Marco macht mit.

Marco hat seinen Trainingsrückstand aufgeholt.

Er kennt sich jetzt aus.

Wir reden nicht mehr über die Wiedervereinigung, Ossi, Wessi, ist doch egal. Wir hocken ja jetzt im wiedervereinigten Deutschland, im schönen Osten, in Ostberlin! Wir reden auch nicht über Clay. Marco stellt keine Fragen. Keiner von uns hat die Nacht im Hotel noch mal erwähnt.

In New York konnte ich nicht mehr bleiben, zurück nach Ithaca wollte ich nicht.

Ich wusste nicht, wohin.

*Whenever he panicked, travel seemed to be the answer.*

Er hat mir seine Wohnung in Berlin angeboten. So sind die Ossis, erst mal unmöglich, aber eigentlich nette Menschen. Kannst erst mal da wohnen, hat er gesagt. Is' kein Ding, Alter. Also ab nach Berlin. Einen anderen Plan gab es nicht. Als Zwischenstopp gut geeignet, dachte ich. Das absolute Argument für Berlin: nicht schön, aber billig. Bestens geeignet für alle Kaputten und Loser, Loser-City Berlin.

Zwei Tage später stand er vor der Tür.  
Zu Besuch, oder ich weiß auch nicht.  
Ick schau ma vorbei, wa?, hat er gesagt.  
Konnte ja schlecht Nein sagen, war ja seine Wohnung und nicht meine.

Was er will: unklar. Ich durchschaue ihn nicht. Manchmal denke ich, er ist ein bisschen dumm. Das denke ich bei Heterosexuellen ja schnell. Aber vielleicht ist er auch nur anders. Von einem anderen Stern. Er spricht eine andere Sprache. Zwischen Intellektuellendeutsch und Gegrünze ist da nicht so viel. Der Mittelbau fehlt völlig.

Über Heidegger oder Derrida reden wir nicht mehr, die Zeiten, wo Intellekt mangelnde Jugendlichkeit ausgleichen konnte, sind vorbei. Das funktionierte noch bis Mitte der 1990er, jetzt nicht mehr.

Wir reden über Sport und Sex, Männerthemen, Sport und Sex, das ist das Projekt. Das Marcoprojekt, das er sich von den Schwulen abgeguckt hat. Das er sich von mir abgeguckt hat. Für Marco war ich ein Vorbild. Die schwule Sexsau mit den dicken Titten. Reist er mir deshalb hinterher?

Aber eine Sexsau bin ich nicht mehr.  
Du bist ein Romantiker, hat Anna gesagt.  
Auf jeden Fall romantisch abgedreht die letzten Wochen, Monate.  
Ich will das nicht mehr.

Deshalb mache ich jetzt mit beim Schwulenprojekt, beim Mar-

coprojekt. Ich mache jetzt wieder auf schwule Sexsau, wenn ich schon so aussehe. Ich mache das jetzt im wirklichen Leben, nicht nur online. Sportsau, Sexsau. Marco, der mir als Ostschwuchtel, Neuschwuchtel, Beinaheschwuchtel jetzt mal richtig zeigt, wie man schwul wird. Nicht nur, um an Männer ranzukommen, sondern um das ganz kaputte Leben zu verdrängen. Die enormen Verluste, den Kollateralschaden. Wir kommen aus dem Krieg und haben überlebt.

*I am a survivor, I am gonna make it.*

*I am gonna make it.*

Als würde es schon reichen, wenn es den Körper gab. Essen, schlafen, scheißen, ficken. Als müsste man sich nur darum kümmern. Absolute Reduktion aufs Körperliche. Fühle mich bisschen nuttig bei dem Gedanken, dass ich nicht mehr zu bieten habe. Das war ja im Prinzip das Nutzenprinzip. Das will jetzt Marco auch, das war jetzt die Marcobefreiung, glaube ich, wo sich die Ostbefreiung mit der Schwulenbefreiung kreuzte.

Marco ist nicht unbedingt schwul, vielleicht nur vielleicht schwul, oder so: ordentlich rumschwulen, aber es nie so nennen. Ist auch völlig egal, ist sein Thema, ist kein Thema. Vielleicht ist er auch schon zu alt für ein Coming-out, in dem Alter kann man es dann gleich ganz sein lassen. Marco mit seinem Osthintergrund ist ein Spätentwickler, jetzt ist es eben zu spät, um noch eine ordentliche sexuelle Identität zu entwickeln. Wichtig war was anderes. Die Sport- und Sexexistenz, also die absolute Nutzenexistenz, egal ob jetzt in der Heten- oder Homoversion, da waren wir uns vorläufig einig.

*I am gonna make it.*

Bis ich Clay getroffen habe, dachte ich, Selbstmord wäre ganz und gar dumm. Aber es kommt auf die Gelegenheit an. Wenn es einem nicht monströs vorkommt, wenn es einem gar nicht schlecht geht, wenn man vielleicht nur ein bisschen müde war und nicht mehr wollte. Könnte man es ja mal versuchen. Jetzt versteh ich Clay. Ich kann ihn jetzt verstehen. Das war für mich die wichtigste Geschichte gewesen. Meine Geschichte mit Clay. Eine andere würde es nicht mehr geben.

Während ich die letzten Monate in meiner selbstmörderischen Romantikphase rumhing, Stichwort Liebestod, hat Marco mächtig aufgeholt. Aus dem nicht gänzlich unattraktiven, aber dennoch spaddeligen Osttürken ist ein gut bepackter Macho geworden, Macho-Marco.

Der mir jetzt erklären will, wo's langgeht. Marco sagt: Die allerbesten Gymergebnisse gibt es mit Anfang zwanzig. Wenn Körperwachstum und Muskelaufbau zeitlich zusammenfallen. Dooferweise hält das bloß paar Jahre, also vielleicht vier. Mit siebenundzwanzig ist dann Schluss. Mit siebenundzwanzig startet der Verfall.

Das war ja die Tragödie, denke ich. Gerade mal bisschen Körper selbstbewusstsein antrainiert, da kann man das schon wieder vergessen. Gewinnt man gerade mal zwei Jahre. Da kommt dann die ganze Aussichtslosigkeit des Gym-Projektes auf der Stelle in den Blick. Braucht man dringend einen Sanierungsplan. Sonst hätte ich überhaupt nicht erst anfangen



brauchen. Hätte Marco überhaupt nicht erst anfangen brauchen.

Mir rast das Hirn, obwohl gerade ganz und gar unbesoffen. Noch nicht wieder ganz beieinander, denke ich, höchstwahrscheinlich, trotz Hypernüchternheit. Deshalb also jetzt die absolute Körperfokussierung, dass das noch geht. Das Einzige, was noch geht. Dann denkt das Hirn alleine:

#### 8. Wahrheit

*Wer jung ist, muss nicht ins Gym, weil er jung ist, was jung ist, weiß jeder, weiß man erst, wenn man nicht mehr jung ist, wenn man den Unterschied zwischen Jungsein und Nicht-mehrjungsein kennt, versteht man hinterher das Jungsein, während man beim Jungsein selbst noch denkt, so ist das Leben, da muss man gar keinen Unterschied mehr machen zwischen Jungsein und Nichtsojungsein, sondern denkt nur, wenn einer vom Altsein berichtet, halt die Klappe, Opa.*

Denke ich und weiß nicht, ob ich es auch sage.

Will es schnell aufschreiben, weil ich jetzt immer alles aufschreibe. Weil alles immer gleich verschwindet und dann scheiße ist. Beschissen. Total beschissen.

*I am a survivor.*

Marco guckt mich an, sagt nichts.

Wenn wir beide nüchtern sind, findet er mich seltsam, glaube

ich, wenn ich so empfindlich bin wie jetzt, dann zweifelt er an meinem Sexsaustatus. Dann haben wir uns nichts zu sagen. Dann bin ich bloß die blöde Schwuchtel.

*I am gonna make it.*

Alles ändert sich mit dreißig, sagt jetzt Marco, der in Wirklichkeit eigentlich wie alt ist, fünfunddreißig? Dreißig heißt ja: Jung sein geht noch, geht noch gerade, muss aber auch schon was nachgeholfen werden. Über dreißig jung sein wollen heißt, man muss ins Gym gehen, wenn noch was am Körper sexy sein soll. Dann geht's vielleicht noch paar Jahre gut, sagt Marco und guckt mich an. Mache mal bisschen mehr auf Macker, damit er nicht wieder so komisch guckt. Ich gebe mir richtig Mühe. Einmal tief atmen.

Ey Alter, erzähl ma'.

Mit vierzig wird dann klar: Gym alleine reicht nicht. Es reicht nicht mehr. Kein Muskelzuwachs, Fettleibigkeit. Keine falschen Illusionen über die Gymtätigkeit mit vierzig, sagt jetzt Marco, jetzt sehr butch. Muss mit vierzig anders gehen, wenn's weitergehen soll.

Mir nicht ganz klar, ob Macho-Marco sich ab jetzt als mein neuer Dealer empfiehlt und gleich die Hormonspritzen aus der Hosentasche zieht (deshalb hat der so schnell aufgeholt) oder möchte, dass ich mein Hanteltraining ab jetzt mit Yoga ergänze. Der Leere des Alltags nicht mit Suff und Drogen, sondern durch übertriebene Körperlichkeit entfliehen, war das der Unterscheid zwischen Jung und Alt?

Sag an, Alter.

Jetzt mit vierzig wird es noch mal fett und fies schwierig, sagt jetzt Marco selber, so alt ist er also schon, denke ich, aber höre nicht mehr richtig zu, und denke, warum quatscht der mich so dicht? Wer war denn hier der Sportlehrer? Außerdem, wenn wir jetzt auf diesem Level angekommen sind und die Dinge dann so primitiv betrachten, ist doch alles einfach, Mann: Männer über vierzig brauchen Geld oder einen dicken Schwanz, sage ich bisschen zu laut, sodass die Türkenjungs, die Türkenmädchen dahinten in der Ecke es auch mitkriegen und anfangen zu kichern.

Macho-Marco steht in der Umkleidekabine vor mir, den eigentlich ganz schön dicken Bauch schön rausgestreckt, vorne fett der Bauch und unten dann der Pimmel dran. Der sieht heute anders aus, wie sieht der denn aus, was ist da denn los? Die Gesamtsituation bei ihm wie fünfundvierzig, bedingungslose Kapitulation, finde ich, oder wie die DDR vor der Gesamtrenovierung. Sehe jetzt zum ersten Mal ganz unbesoffen, was es da zu sehen gibt. Marco steht da rum, selbstbewusst oder, ich weiß auch nicht, sodass das Minipimmeldransein, Minipimmeldasein praktisch gar nichts macht.

Weißt du, eigentlich bin ich sehr schüchtern, sagt er jetzt und lacht, obwohl Menschen in deutschen Umkleidekabinen normalerweise kein Wort rauskriegen, ich auch nicht, also fast nicht, bin doch selber hier der Schüchterne und kriege das Maul nicht auf, so wie alle andern auch nicht, sodass man sich, wenn man den ersten Depressionsschock nach Betreten der Umkleidekabine überwunden hat, komplett erschrickt und belästigt fühlt,

wenn dann einer doch loslegt, so wie Marco, was in jedem Fall gar nicht schüchtern ist, sondern das Gegenteil, sodass ich selber kaum zu Wort komme.

Verstehst du, sagte er,  
versteh ich, sage ich,

Alter,

muss mich nur sehr zwingen, während dieses Wortbeitrags, dem plötzlichen Bekenntnis, nicht zu starren, da, die ganze Zeit, auf den vorgestreckten Minipimmel hin, ich will das nicht, ich will das überhaupt nicht.

Alter.

Dicker,

Alter, Dicker.

Marco hat trotz Winzschwanz diese fantastische Ostenthemtheit. Bin selber gerade eher unentspannt. Der tut so, als sei er gar nicht nackt, als würde er mir nicht mit seinem Zwergenpimmel vor den Augen rumtanzen. Vom Kopf aus oben kann er, was da unten hängt, da wenig ja hängt, kann er selbst dann ignorieren, oben selbst vom Kopf aus ist die Sicht auf unten nicht so super, sieht man unten nicht so viel, sieht man untenrum fast nichts. Vom Minipimmel bleibt vom Aussichtspunkt am Kopf praktisch fast nichts vom Minipimmel übrig. Da ist dann nichts. Es gibt da einfach nichts zu sehen. Für den, der gegenübersteht, da sieht die Sache anders aus. Ich sehe nämlich nicht nichts, sondern eben wenig. Ich sehe, dass da unten wenig hängt.

Oben redet ganz fröhlich ein Mensch. Ein Mensch, für den das Menschsein zählt, wo's darum geht, als Mensch zu reden, wie

jetzt die Menschen miteinander reden, Menschen, die sich nicht so ständig auf die Pimmel starren. Menschen, die auch noch was anderes können. Menschen, die wie Menschen reden, denken, so als wenn sie keine Pimmel hätten. So als wenn sie Menschen ohne Pimmel wären. Pimmellose Menschenwesen jetzt, als wären das die besseren Menschen dann, die Pimmellosen, so wie zum Beispiel gerade eben jetzt der Mensch mir gegenüber, Marco.

Mit so viel Freizügigkeit komme ich gerade gar nicht klar und fühle mich von der Marco-Show schon mal mindestens mittelmäßig belästigt. Sich fremden Männern nackt zu zeigen, finde ich eigentlich auch unnormal.

Halt die Klappe, du Winzschwanz.

Sage ich nicht.

Auf den Winzschwanz zeigen und laut loslachen.

Mache ich auch nicht.

Kommt mal alle her und guckt euch diesen Pimmel an!

Gröle ich auch nicht durch die Umkleidekabine.

Sondern ich wende mich höflich ab, wie ich es in Amerika gelernt habe, und ziehe mich aus. Ich gehe schnell unter die Dusche, wo ich alleine bin. Marco ruft mir was hinterher, der hatte ja noch nicht zu Ende erzählt, aber inzwischen ist auch klar, was noch kommen sollte, denn als ich aus der Dusche zurück bin, ist er auf der Toilette mit seinen Kunden beschäftigt. Der dealt hier vom Klo aus und vertickert seine Anabolika, die er aus Amerika mitgebracht hat, an die türkischen Teenager. Hier wollen einfach alle Männer sein. Hauptsache, ein Hengst, das war die Hauptsache.

*In my dreams*

Clay hat die Augen zu. Er streckt die Hand aus. Ich nehme sie in den Mund. Seine Finger schmecken süß wie Honig.

Sein Gesicht an meinen Hals, sein Bart an meinen Nacken.  
Mmmmmmm.

Er macht die Augen auf, sieht traurig aus oder glücklich, ich weiß nicht. Er macht die Augen wieder zu.

I love you.

Flüstert er mir ins Ohr wie ein Echo meiner eigenen Gedanken.

I love you too.

Küsse Clay, Clay und ich, wir küssen uns.

Stehe vor ihm jetzt. Er dreht sich um. Jault ein bisschen, seufzt, stöhnt, schwitzt. Ich auch.

Reibe meinen Schwanz an seinem Arsch, er schrubbt sich einen.

Wollen wir ficken?

Ich dich, dann du mich.

Wir ficken.

Wir ficken eine Weile.

Clay und ich.

Ficken, ficken, undsoweiter.

Ich liebe dich, wenn du mich bumst, stopfst, nudelst, fickst. Ich liebe dich, mein Schatz. Mach mir ein Kind. Clay dreht sich um, legt sich auf den Rücken. Zieht am Poppers, ziehe auch am Poppers, auch ohne Porno Pornosprache im Kopf, bock dich auf, du kleine Hure, Nutte, Sau. Hübsche kleine Sau. Schmeiß mich auf ihn rauf, ficken, bis er kreischt und kotzt. Krache auf ihn rauf, er heult vor Glück. Rotzt mir in die Fresse, fummelt an meinen Titten, reibt sich die Fresse in meinen Drecksachseln, während ich ihn fertigmache.

Grunz

Brumm

Uff

Verliebt und versaut, gleichzeitig verliebt und versaut.

*Berlin, March 8*

Wünsche mir, ich hätte nicht nur diesen Traum, sondern die ganze Geschichte mit Clay nur geträumt. Aber das Tattoo ist noch da, ich kann es sehen, es war kein Traum. Clay hat es gegeben. Jetzt ist er tot.

### *9. Wahrheit*

*Alles, was einmal passiert ist, ist niemals vorbei, man trägt*

*es mit sich herum, es wird immer mehr. Unkontrolliert jagen die Geschichten durchs Hirn und verlangen Aufmerksamkeit. Manchmal liegt man nur still da und hört zu und guckt, was in einem passiert. Großes Kino, jeden Tag, jede Nacht, hirninfern. Irgendwann will man keine neuen Geschichten mehr. Das ist der Sinn vom Älterwerden.*

Keine E-Mail von Anna, keine von Jack. Dafür landen auf meinem Computer jetzt jeden Tag zwanzig Mails, die für Viagra werben. Drogen, das sind eigentlich Drogen. Ich bin ja nicht krank. Ich will nur, dass mein Leben sich bisschen besser anfühlt. Bevor ich mit den Nervenpillen loslege, versuche ich lieber mein Sexleben aufzutun. Vielleicht reicht das schon. Wir wollen ja nicht nur das Sporterlebnis, zu Hause im Badezimmer gegenseitig die dicken Titten auspacken, wir wollen auch mal bisschen mit anderen rummachen.

Die Nervenpillen kann ich noch schlucken, wenn alles andere nicht hilft. Jetzt mit Marco die Sau rauslassen in der deutschen Sexhauptstadt Berlin. Und wenn man selber keine natürlich veranlagte Sexsau mehr ist, wenn die besten Jahre eigentlich um sind, muss man eben bisschen nachhelfen. Das habe ich immerhin von ihm gelernt. Damit ich mit der aufgepumpten Ostsau mithalten kann. Damit ich hier meinem Ruf gerecht werde. Kann mich aber nicht entschließen, meine Sexpillen online zu bestellen. Das wäre ja so, wie Kokain bei eBay zu kaufen. Da traut man ja auch lieber seinem Dealer.

Ich gehe zum Arzt, um mir Viagra verschreiben zu lassen. Für den Realsex, so der Plan, der Fünfjahresplan von Marco. Aber



was soll ich sagen? Dass ich manchmal keinen hochkriege? Ich impotent bin? Mein Schwanz zu schlapp? Alles peinlich. Alles solche Sätze, die so peinlich sind, dass ich sie kaum denken kann.

Ich sitze mit Herzklopfen im Wartezimmer. Um mich herum haufenweise Homosexuelle. Ich fühle mich unwohl, so viele Schwucken, das kenne ich nicht, das bin ich nicht gewöhnt. Ich war doch der einzige Homo auf der Welt.

*The only gay in the village.*

So fühlte es sich in meinem Amerika-Akademikerleben wenigstens an. Hier das krasse Gegenteil: Schwulenstadt Berlin. Der da gegenüber glotzt mir voll zwischen die Beine. Auf den Schlappschwanz. Reagiere mit Spontanhomophobie, was Besseres kommt mir gerade nicht in den Sinn. Scheißhomos, so sind die – und ich? Blättere erst im Stern, dann in der Gala, dann in der Bunten. Ich habe alles durch, mein Name wurde immer noch nicht aufgerufen. Ich gucke auf die Uhr, 11:45. Ich stehe auf und verlasse die Arztpraxis.

Am nächsten Morgen komme ich ohne Termin und diesmal geht alles ganz schnell. Ich sitze im Sprechzimmer, atme tief durch, das Atmen nicht vergessen, und sage: Ich möchte gerne Viagra ausprobieren.

Der Arzt guckt mich an, und nicht ich, sondern er errötet ein bisschen. Er blickt auf seinen Bildschirm und tippt und sagt kein Wort. Was kommt denn jetzt, eine Untersuchung? Ein Ge-

spräch? Oder ist dieser Mensch wie die anderen Deutschen bloß durchschnittlich verhaltensgestört?

Die Menschen in den Fernsehserien kommen mir immer viel wirklicher vor als alle wirklichen. Der Arzt sagt nichts. Einfach gar nichts. Er steht auf, ohne mich anzusehen, er geht zum Schrank, dann sagt er doch was. Ich habe noch eine Probe, die können Sie erst mal mitnehmen. Sind Sie homosexuell? Ich starre ihn an, aber kriege kein Wort raus. Schon genauso verhaltensgestört wie alle um mich rum. Auf jeden Fall nicht zusammen mit Poppers, sagt er. Wenn Sie mehr brauchen, kommen Sie wieder. Will der nicht meinen Kreislauf checken? Sollte ich ihm nicht von meinem Schwächeanfall erzählen? Keine weiteren Fragen, kein Wort. Ich halte den Mund. So sind die Deutschen, denke ich, kein Benehmen, aber eigentlich nette Menschen.

Die Pille schmeckt bitter. Eine halbe würde reichen, hat er gesagt, oder vielleicht eine viertel. Der Typ hat mir Placebos gegeben, deswegen waren die auch umsonst. Deswegen auch keine weiteren Fragen.

Marco ist nicht zu Hause. Ich stelle den Fernseher an und schiebe eine der drei Pornokassetten, die ich unten in der Wäschekommode gefunden habe, in den alten VHS-Videorekorder. 1980er-Jahre-Hetensex, wie der die damals hergeschmuggelt hat zu Ostzeiten, denn in der DDR gab's ja nur Realsex, keinen Virtualsex. Männer mit David-Hasselhoff-Frisuren. Auf der anderen Seite Bonnie-Tyler-Bunnies. Überall sehr viel Haare mit im Spiel. Die Fernbedienung ist kaputt. Ich kann nicht vorspulen und muss mir den Gesamtporno in Echtzeit reinziehen. Das ist

zu viel. Ich gehe ins Badezimmer und ziehe mich aus. Kurzer Blick in den Spiegel, was ich sehe, gefällt mir nicht. Ich sehe nicht kräftig aus, sondern dick. Ein alter Körper: Ruine, Ablageplatz, Schrottplatz. Pfui.

Das Tattoo passt nicht mehr. Ich denke, ich sollte es wegmachen lassen. Ich will ihn vergessen. Er hat sich ja nicht von mir getrennt wie Jack und lebt jetzt weiter irgendwo, vielleicht sieht man sich mal oder telefoniert und sagt Hallo. Er hat sich umgebracht. Und hat mich als Zeugen dafür ausgesucht. Missbraucht würde ich sagen. Genauso dramatisch wie dumm. Was für ein Idiot, denke ich, was für ein absoluter Idiot. Ich wollte mit ihm leben, nicht mit ihm sterben. Gebe mir große Mühe, so zu tun, als sei es nicht mehr als ein Urlaubsflirt gewesen.

Ich will nicht mehr traurig sein. Ich bin wütend, scheißwütend sogar. Nur, dass man auf Tote so schlecht wütend sein kann. Man kann nichts mehr sagen. Man kann sie nicht anschreien. Man kann nur noch alleine rumschreien, und alle anderen denken dann, der spinnt jetzt.

Ich bin wütend auf Clay, auf mich, weil ich so dumm war, saumäßig dumm. Ich war der Idiot. Ich kratze an meinen Armen, als könnte ich das Tattoo wegkratzen. Die Haut wird rot, an zwei Stellen fängt es an zu bluten. Ich gucke zu, wie das Blut hervorquillt und ganz langsam den Arm hinunterläuft.

Dann ist es gut. Ich mache das Licht aus und gehe zurück ins Schlafzimmer. Im Fernsehen sind die Menschen schon nackt und am Ficken. Wegen der übermäßigen Kopfbehaarung auf

beiden Seiten kann man ihre Geschlechtsteile kaum erkennen. Immer sind irgendwo Haare im Bild, nicht nur beim Oralverkehr. So sieht der Sex vollkommen sinnlos aus, unverständlich. Mir ist übel, wegen der Pille, dem Porno, wegen Clay, ich weiß nicht. Meine Arme brennen. Sonst passiert nichts.

Es ist ja alles schon gesagt.

Aber ich habe es ihr noch nicht gesagt.

Ich trinke zwei Bier.

Dann noch eins.

Dann rufe ich Anna an.

Sie ist nicht da.

Oder geht nicht ans Telefon.

Ich zögere einen Augenblick, doch dann sage ich alles, alles, was ich bisher nicht sagen konnte. Ich spreche es ihr aufs Band. Ich erzähle meine Version der Geschichte. Warum ich mit Marco in der Kiste gelandet bin, warum ich ihr nichts davon sagen konnte, warum ich sie nicht angerufen habe.

Blöder Piepton.

Das Band ist voll.

*Berlin, March 9*

In der U-Bahn, Ewigkeitsstrecke Prenzlauer Berg–Schöneberg. U-Bahnhöfe, die wie Toiletten riechen, egal ob im Osten oder Westen, zugeschmiert und vollgepisst. Abends allein in der U-Bahn: Überall besoffene Kinder, einige fahren auch nur zum

Spaß die Ost-West-Strecke hin und zurück oder immer im Kreis mit der Berliner Ringbahn. Prima, gleich schon mal Großstadtfeeling, wenigstens unterirdisches Großstadtfeeling, wenn es draußen nicht klappt, wenn da immer noch alles so provinziell ist, hier drinnen Graffitidreck und Alkoholvergiftungen von noch nicht mal Volljährigen. Junge Menschen, die Kaputtheit mit Freiheit verwechseln, sage ich selbst als fast Vierzigjähriger, dazu dann absurd komplizierte Muster auf den Plastiksitzen der S-Bahn. Kann man ja genauso gut gleich vollschmieren, ist wohl auch so gedacht. Immerhin bisschen pubertäre Gewalt, so viel Großstadt gibt es hier schon.

*Berlin is a great city for when you are in your 20s and 30s.*

Wie kleine Kusinen sehen sie aus, wie kleine besoffene Kusinen, mit kleinen prallen Möpsen, die sind dann mal raus, aber gleich schon die Nächsten da. Eigentlich habe ich keinen Bock mehr auf subkulturellen Kinderkram. Verrannt rumrennen bringt nichts, wenn alle anderen genauso aussehen. Was in anderen Städten Nebenprodukte des Kapitalismus sind, ist ja hier dominante Kultur, Subkultur als Leitkultur. Dafür wünscht man sich ein paar Anzugtypen her, ein paar ordentliche Banker im Zug.

Nachts rauchen Jungs in den Wagons. Wenn ich wach genug bin, quatsche ich Fremde an und fordere sie auf, mal ihre Zigarette auszumachen. Als freundlicher Mensch ist man in Deutschland hauptsächlich verhaltensauffällig. Manchmal kriege ich auch das Maul nicht auf und starre sie bloß böse an. Die Kinder vor mir wissen nicht, was ich will, was will denn der Homoopa, und wer-

den so nervös, dass sie gleich noch eine anmachen. Manchmal möchte man auch die Arbeit der Umerziehung gar nicht auf sich nehmen.

Laut, rotzig, Brüllschmerz, rausrennen.

Auch alle anderen, die nicht türkisch sind, quatschen Türkendeutsch. Das Prollige als neuer gesamtdeutscher Grundton, nicht nur bei Schwucken, auch beim unschwulen Rest. Ehrlichkeit hier nichts als Einfallslosigkeit, ein kompletter Mangel an Form in diesem Teil Deutschlands. Alle im Suff, das geht doch in die ganz falsche Richtung. Wenn die Wirklichkeit wie die Pornowelt aussieht, wenn die Pornografisierung schon stattgefunden hat, auch bei den unschwulen Teenagern, wenn die schon nachts vor allen Augen in der U-Bahn ficken wollen, die totale Mobilmachung. Wenn alle andern auch so drauf sind wie man selber, wenn alle massenhaft so pervers sind, macht Perverssein keinen Spaß mehr, will man zur perversen Masse nicht dazugehören. Da denkt man sofort, man muss sein Leben ändern, du musst dein Leben ändern, ich muss mein Leben ändern! Hier auf jeden Fall gegen den Proll-Pöbel protestieren. Die sollten mal alle bisschen über ihr Leben nachdenken, auf ein amerikanisches College gehen, oder am besten gleich ab ins Kloster.

Das muss ich mal mit Anna besprechen, wenn sie wieder mit mir spricht.

Dann merke ich, dass ich die letzten Sätze nicht nur gedacht, sondern auch gesagt habe, dass ich schon eine ganze Weile laut gesprochen habe, so laut, dass mich alle anstarren, den Sitzplatz

wechseln oder anfangen zu lachen, und ich dann anfangen zu schreien, bis alle den Wagen verlassen und ich ganz allein bin.

*Berlin, March 9*

Lederwesten und Lederhosen und was, was ich noch nie gesehen habe und von dem ich nicht weiß, wie es heißt. Ich komme mir ein bisschen second class vor, in meinen Levi's-Jeans, die noch nicht mal eingerissen sind. Die meisten sind gleich ganz nackt. Die Deutschen betreiben auch die Sexkultur mit erstaunlicher Ernsthaftigkeit. Hose und Schlüpfer in einen blauen Müllsack packen, an der Garderobe abgeben, Nummer drauf, Nummer mit Edding auf die Schulter schmieren, los geht's.

Ich ziehe nur mein T-Shirt aus. Ich bin schon etwas fettsäckig um die Hüften. Wenn ich mir die anderen Männer zum Vergleich angucke. Hier gucken die anderen Männer andere Männer und Frauen an. Dicke Titten, dicke Beulen. Ich bin nicht hässlich, nur ein bisschen schüchtern. Ein bisschen aus der Übung. Ich habe ja nicht so oft Sex, ich gehe ja sonst nicht an solche Orte, so was gibt es ja in Amerika nicht. Bin inzwischen auch schon ein prüder Amerikaner geworden. Onanie oder Monogamie, was anderes kenne ich nicht mehr. Gleich fange ich wieder an zu schreien.

Ich sollte mal lieber mit jemandem reden.

Ich brauche einen Drink. Einen und noch einen, hier kriegt man automatisch zwei, wenn man einen bestellt. Entweder, um auf

der Stelle breit zu werden, oder, um ganz locker mal den Barnachbarn anzuquatschen und ihm ein Getränk zu spendieren. Finde ich super. Die Suffsituation nicht ganz sinnlos, denke ich, denn unbesoffen kommt mir die Sache falsch vor. Dann kommen die komischen Gedanken zurück, an Clay.

Marco ist noch nicht da.

Keiner spricht mit mir oder überhaupt: Keiner spricht. Die Menschen ignorieren sich oder gucken unfreundlich. Gelangweilte schwule Arroganz oder nichtschwule Verklemmtheit. Warum die hier sind, ist an ihren Gesichtern nicht zu erkennen. Stummes Sexgeprotze halte ich höchstens zwanzig Minuten aus.

Es riecht nach Dope, Poppers, Spucke, Pisse und Gleitcreme. Ich sehe: dicke Titten, feste Titten, flache Titten, eine Frau mit einer amputierten Brust. Im zweiten Raum ist es noch dunkler, ich bin aufgereggt und fühle mich bisschen einsam. Hoffnungslose Bumserie in einem gottlosen Universum. Im Darkroom dann. Die meisten sind still beim Sex. Man muss sich konzentrieren, um ihr Atmen zu hören. Einige machen auch Tiergeräusche. Keiner schreit. Seltsame Mischung aus Brutalität und Langeweile. Was für eine unromantische Stadt. Die Männer tun so, als würde ein bisschen Charme schon ihre Männlichkeit beeinträchtigen. Sex jetzt als Zeitvertreib, alle tun so, als wäre Sex nichts als ein Zeitvertreib. Haben die westdeutschen Pop-1980er und die zugebrogten 1990er bisschen Entspannung in die Lage gebracht.

Aber ich glaube, es stimmt nicht.



Sondern denke, Menschen wollen Sex, um nicht allein zu sein.

*Music makes the people come together.*

*One.*

Ist eigentlich ein altes Hippie-Ding.

Ich möchte auch dazugehören.

Sexrausch statt Liebesrausch.

Gibt es also eigentlich irgendein Argument gegen Sex?

Nein, denke ich und bin schon mal theoretisch ganz glücklich.

Da ist Marco. Marco ist schon wieder gleich ganz nackt. An den Waschbecken stehen die Männer und waschen sich die Schwänze. Marco und ich gehen in die Kabine, die frei wird. Er streicht mit dem Finger über die Geldkarte und schmiert mir den Rest des weißen Pulvers übers Zahnfleisch. Der dealt nicht nur mit Anabolika, der dealt jetzt auch mit anderem Zeug. Irgendwo muss das Geld ja herkommen. Er gibt mir einen Kuss und lallt. Es stinkt hier nach Pisse. Ich will einen richtigen Kuss. Marco sagt, Ich geh mal ficken, und lässt mich stehen.

*He jumped into action,*

*feeling a sudden urge of love for the whole scene.*

*This is what it's all about: The chance of life.*

Im Darkroom genauso voll wie auf der Tanzfläche. Ist alles angenehm. Ist schon was wie Vorfickfreude. Unneurotisch, an Sex and Drugs and Rock 'n' Roll glauben. Habe ich mir immer gewünscht. Auch wenn im Keller die Männer nach Lagerfeld oder Armani, auf jeden Fall aber irgendwie nach 1980er-Jahre

stinken. Low-Budget-Hedonism. Do you hang out with the cool people, falsche Frage hier, denke ich, im Darkroom komplett sinnlos, ist ja keine Elite, ist ja Massenkultur. Massenhaft Schwänze und Mösen, in dieser Hinsicht hat ja jeder was zu bieten, empfindsame Subjektivität kann man sich hier nicht leisten. Keine Tränen, Training. Einziges Distinktionsmerkmal vor Ort: Size does matter.

Marco ist wieder da.

Ich nehme noch was von dem weißen Pulver, einfach alles alle machen, und quatsche inzwischen schon mal laberflashmäßig Marco voll. Weiß nicht, ob er mir zuhört. Der Raum zwischen Anforderung und Bewältigung, den wir Kultur nennen, sage ich, den es in einer Kultur des Reflexes gar nicht mehr gibt.

Ist doch der Traum.

Dass die Instinkte zählen, sonst keine Fragen. Alles geht schnell und ist immer gleich richtig. So sollte das Leben sein.

Ganz einfach: Einige Dinge gehen ganz einfach nur mit Drogen. Alles geht immer.

Nichts tut weh.

Männer weg von Puff und Kneipe, lallt Marco, lacht, zieht noch 'ne Line und ist wieder weg.

Mehr Drogen.

Mehr Sex.

Das war das.

Ich mache alleine weiter. Knutsche zwei-, dreimal bisschen rum und fingere paar Löcher. Jungs und Mädels gehen mir an die

Eier und sind wieder weg. In der Kabine nebenan stehen hochgezüchtete Homos und ficken sich ab. Alle wollen Männer sein, erst recht die Schwuchteln.

Marco kommt zurück. Marco sagt, ich bin total leer gefickt. Ich bin noch gar nicht gekommen.

*Berlin, March 17*

Seit letzter Woche hatte ich zwei Mal Oralsex, zwei Mal Analsex, habe mir die Eier, Schwanz und Arsch lecken lassen. Ich ficke alles zwischen fünfundzwanzig und fünfundvierzig. Ich habe G, K und E genommen, Marco hat immer was dabei. In Berlin läuft ja jede Nacht was. Was in anderen Städten ein Vermögen kostet, was nur die Superreichen dürfen, ist ja hier Volkssport. Drogen nehmen und ficken. Gar kein Geheimnis, nichts Mystisches, eine Serviceleistung, beinahe kostenlos. Brauche keine Sexchats, keine pornöse Geilomatenscheiße, alles in Realzeit gratis. Alle Anstrengungen erschöpfen sich im Erotischen, denke ich, Quatsch, nicht Erotik, Sex, an was anderes kann ich schon gar nicht mehr denken. Meinen Mut, meinen Stolz, meinen Ehrgeiz, alles gibt es jetzt hier. Der Sexrhythmus bestimmt jetzt mein Leben, was anderes gibt es auch nicht zu tun in dieser Stadt, ich kann ja täglich von vorne loslegen, gar kein Problem, bis die Viagra alle sind. Mein Apotheker hat das Rezept in der Kartei und jede Woche hole ich eine neue Packung. 500 Euro im Monat, egal, ich wohne ja umsonst. Viagra statt Miete. Das ist Berlin.

*Living in a post-christian culture of desublimation.*

Das Leben ist einfach, wenn man es so betrachtet. Wenn man genug Pillen hat und den Rest dann abstellt. Schwule, die sich gegenseitig wie Nutten behandeln. Keine neuen Geschichten bitte. Geschichten enden im Desaster. Und Sex heißt ja immerhin, dass man sich noch ein bisschen für andere Menschen interessiert.

#### *10. Wahrheit*

*Einige geben einfach auf, die Sexaufgeber, Sexresignierten, die Postsexuellen, die tun so, als wenn das alles nicht mehr wichtig wäre, als wenn das alles nichts bedeutet, ist aber unwahr, denn alle wollen hauptsächlich immer nur noch Sex, und wenn sie älter werden, nicht weniger, sondern mehr, weil sie Angst kriegen, vorm Tod oder was, das ist die Wahrheit. Das Sexding, weil sonst nichts ist. Die Vorstellung, dass es mit dem Sex mal um ist, dass man überhaupt keine Lust mehr hat, finde ich noch furchtbarer als die Vorstellung von Alterssex. Lieber ein lüsterner alter Sack werden. Ja, ich will ein lüsterner alter Sack werden.*

*Berlin, March 25*

Marco hat mich angefixt. Ich weiß jetzt wieder, wie es läuft. Die Neuauflage meiner Sexkarriere, eine andere Karriere gibt es ja nicht mehr. Wir sind jetzt wieder auf Augenhöhe, die schwule Sau und die Ostsau. Ich kann jetzt wieder mitbieten.

Marcos Ding ist auch mini, wenn es hart ist. Der rasiert sich auch nicht am Sack, die Sau, keine Achselhaare, dafür Sackhaare, aber so selbstbewusst wie Buck Angel, der Mann mit der Möse, der eben hier auf der Sexparty aufgetaucht ist, der wirklich bloß eine ausgeleierte Klitoris hat und sonst nichts. So fühlen sich die meisten Schwulen meistens, glaube ich. Mehr oder weniger schwanzlos.

Ich habe untenrum bisschen mehr. Das ist ein Vorteil meines Lebensstils jetzt, dass man mal realistisch die eigene Schwanzgröße einschätzen kann. Dass man mal im direkten Vergleich sagen kann, geht, geht nicht. Bei mir selber, so würde ich ganz ehrlich sagen, ist es mit Sicherheit nicht supertoll und ich würde mir schon zwei Zentimeter mehr oder so wünschen, ist aber auch keine Komplettkatastrophe wie bei Marco.

Problem: Der Schwanz wird vom Muskeltraining nicht größer, obwohl es eigentlich genau darum geht. Muss untenrum was anderes unternommen werden, was mit Training allein nicht machbar ist. Damit der Pimmel proportional zum Rest dann mitwächst. War ja schon der Trainingssinn von Anfang an. Nicht Muskeln statt Großschwanz, sondern Muskeln und Großschwanz, und wenn der Schwanz von selbst nicht mitmachen will, eher umgekehrt, schon einschrumpft, wieder zurückwill oder was, muss das Hauptziel anders dann erreicht werden.

Sag mal, stört es dich nicht, dass dein Ding so klein ist, frage ich Marco nach der nächsten Line, und Marco, der ja immer gleich ganz nackt ist, guckt kurz runter, zum eigenen Schwanz hin, kratzt sich am haarigen Sack und sagt: Nö, Alter, stört mich

nicht. Außerdem werden die Kleinen schneller fest und bleiben's länger. Außerdem haben nur die Kerle ein Problem mit kleinen Dingern, die Ollen nicht so.

Aber ich glaube, das stimmt nicht, im Sexland sind alle besessen von großen Schwänzen.

Dass Menschen für das geliebt werden wollen, was wirklich alle haben: Pimmel, Titten, Eier.

Marco sagt: Großer Schwanz und dicke Eier machen nicht glücklich.

Wie der das wissen will.

Und sagt: Pornostars schlucken auch Psychopharmaka. Fang mal mit Testosteron an.

Das ist billiger, 50 Euro im Monat.

Ich will keine dickeren Titten.

Wenn du dicke Titten hast, brauchst du keinen dicken Schwanz.

Guck mich an.

Beim Tittenvergleich würde Marco inzwischen gewinnen.

Ich versuche es weiter.

Wir können uns ja beide operieren lassen. Die machen uns sicher einen guten Preis.

Marco hört schon gar nicht mehr hin.

Der Mann mit der Möse ist wieder weg.

Ein Pornostar aus Amerika, der in Wirklichkeit aus Osteuropa kommt, aber seit drei Jahren in New York lebt und jetzt einfach sagt, er sei Amerikaner, steht auf der Bühne und hält seinen

Schwanz hin und lässt ihn sich abwechselnd von Jungs und Mädels, oder waren das Transen, ablutschen.

Der Wichser hat sich den Schwanz verlängern lassen, sagt Marco. Kannst du sehen, ist unnatürlich lang, echt, so lang ist kein Ding, erst recht nicht bei so einem Mädchen wie dem da, sagt Marco, der sich schon wieder am Sack kratzt. Ist außerdem bisschen schlapp, guck mal, der wird nicht hart, hängt so runter. Nicht wie meiner.

Der Pornostar steckt jetzt seinen Schwanz in die Möse rein, rein raus, rein raus, und die Olle jault und reibt sich vorne. Daneben auf dem Tisch liegt so 'ne schwule Volldose, die jetzt die Beine breit macht, sodass der Pornohengst ins Loch reinhämmern kann.

Echt oder nicht echt, ficken kann er.

Hätte Schiss, dass das Ding wieder abreißt, dann in der Dose stecken bleibt, oder hinterher so ulkig runterhängt.

Neben dem Pornostar aus Amerika, der eigentlich aus Ungarn kommt, ist noch ein Ficker.

Das ist ein Russe, der trainiert auch bei uns im Studio. Der hat 'nen Naturschwanz und kommt trotzdem total überkerlig rüber.

Sind eigentlich alle Pornostars schwul?

Ich glaube, alle Jungs mit dicken Pimmeln werden Pornostars, egal ob schwul oder unschwul, sagt jetzt Marco.

Der Russe fickt gerade in den Pornostar mit dem Falschschwanz rein. Dabei rotzen sie sich gegenseitig in die Fressen und grunzen.

Brumm.

Rechts von der Bühne stehen Jungs und Mädels aus dem Publikum Schlange. Einer nach dem anderen wird durchgelassen und darf mal den Hengsten an die Eier oder den Ollen ans Loch.

Ich stelle mich auch an.

*Unlocated*

Bitte ziehen Sie Hose und Unterhose aus und setzen sich auf den Stuhl. Der Doktor kommt gleich, sagt die männliche Sprechstundenhilfe.

Ich heiße Oskar. Wenn Sie einen Wunsch haben, drücken Sie diesen Knopf.

Wie rücksichtsvoll, dass hier keine Frauen arbeiten, denke ich und frage mich, ob hier alle schwul sind, als Oskar, der ein bisschen zu hübsch ist für diesen Job, das Zimmer verlässt. Ich versuche ganz ruhig zu atmen. Die blauen Gardinen mildern das fahle Tageslicht und im Hintergrund läuft leise Chill-out-Musik. Ich bin aufgeregt, mein Mund ist trocken. Ich fülle den Plastikbecher am Wasserspender und trinke ein paar Schlucke. Ich wundere mich, dass der Stuhl so hoch ist wie ein Gynäkologiestuhl, dann steige ich hinein. Ich mache die Augen zu und halte mir die Hände vor den Schritt. Mein Schwanz schrumpft gerade auf Kindergröße. Immer wenn es drauf ankommt, wird das Ding



klein. Jetzt mal ausnahmsweise ein Vorteil, so kann keiner was gegen eine OP haben. Nur wer über neunzehn Zentimeter hat, wird wieder nach Hause geschickt, stand in der Broschüre.

Der Arzt ist jünger, als ich dachte, vielleicht ist er sogar jünger als ich selbst. Doktor Miczkowski hat graue Schläfen und ein viel zu braun gebranntes Gesicht, in dem aber keine einzige Falte zu finden ist. Er könnte fünfunddreißig sein oder fünfundvierzig. Ich frage mich, ob Dr. Miczkowski nicht nur eine Gesichts-OP, sondern auch schon eine Schwanz-OP hinter sich hat.

Ich werde Ihre Peniswurzel und Ihren Hodensack abtasten, sagt er. Kein Pornosprech hier, Biologiesprech, Penis und Hoden, das hab ich schon seit zwanzig Jahren nicht mehr gehört. Danach möchte ich Ihr Glied gerne in erigiertem Zustand sehen, sagt er ganz professionell mit einer so tiefen Stimme, die ich ein bisschen zu empfindlich finde. Ich habe ja keinen Krebs.

Dafür haben wir eine Auswahl von Magazinen und Filmen, straight und gay. Ich lasse Sie jetzt allein. Rufen Sie mich, wenn sie so weit sind. Wenn Sie etwas brauchen, melden Sie sich bei Oskar. Anschließend werden wir in meinem Büro die Operation in allen Einzelheiten besprechen. Ich fühle mich wie in der ersten Klasse eines Großraumflugzeugs vorm Start. Ich bin aufgeregt, aber von mir aus kann es losgehen.

*Berlin, May 20*

Ich bin wach.

Mein Schwanz ist noch da.

Immerhin träume ich nicht mehr von Clay.

Der Tag könnte beginnen.

Ich zünde eine Zigarette an.

Marco liegt neben mir.

Ich habe mich daran gewöhnt, dass er neben mir liegt.

Manchmal berühren wir uns, nicht absichtlich.

Er tut so, als wenn er einen anstrengenden Job hätte, dabei hat er gar keinen. Er dealt ja nur ein bisschen.

Wir sind ein Team, kein Liebespaar. Trainingspartner.

Wir verstehen uns stumm wie Lkw-Fahrer oder Männer im Darkroom.

War das die Männerfreundschaft, die ich mir immer gewünscht hatte?

Er lässt sich nicht ficken.

Er ist ja «straight».

So straight wie ein Türkenjunge.

Ganz einfach, Marco ist jetzt ganz einfach der, der neben mir liegt. Ohne irgendeine Fantasie. Macho-Marco, der Ossi, der Mehrfachbehinderte, die Kröte. Ich hatte ja viele Namen für ihn.

Ein easy Typ ohne Ehrgeiz. Er schlägt sich so durch. Sehr talentiert im Nichtstun, ich mache mit. Wenn ich drüber nachdachte, kam mir meine augenblickliche Existenz unmöglich vor, aber ich

dachte meistens nicht drüber nach. Ich hatte keine Angst mehr. Vielleicht war das der Sinn vom Älterwerden: ein Körper, der keine Angst mehr hat. Eine andere Freiheit als die der Jugend.

Die meiste Zeit liegen wir auf der gammeligem Matratze aus Ostzeiten und sind am Wichsen, Dösen und Wichsen. Sexuelle Kameradschaft. Marco und ich machen beim Sex jetzt immer die Webcam an. War seine Idee. Einige Menschen lassen jetzt Pornos als Grundgeräusch laufen wie früher das Radio. Wenn einer mehr will, muss er mit uns «in privat» gehen und per Paypal zahlen. Dann sabbert mir Marco bisschen am Pimmel rum. Das mit dem Umbau habe ich mal lieber gelassen. Wenn man älter wird, schrumpfen die Genitalien sowieso.

Kariereoption ab vierzig: Escort in der Kategorie «Bär», geht noch, solange man keine Volltunte ist. Macho-Marco hat mich tittenmäßig tatsächlich überrundet. Außerdem hat er diesen Ossi-/Türken-Look zu bieten. Also machen wir weiter, solange noch einer zugucken will. Wir gucken in die Cam und nicht uns an.

«In private» gibt er mir manchmal einen Kuss. Ich mache dann automatisch die Augen zu. Muss mich immer noch ein bisschen anstrengen, nicht an Clay zu denken. Ich verstehe, weswegen Stricher nicht küssen wollen, weswegen Küssen intimer als Ficken ist. Marco riecht nicht, aber ich finde immer noch, dass sein Mund zu groß ist.

Glück können wir es nicht nennen. Das habe ich hinter mir. War ich frei? Jedenfalls hatte ich mich in Deutschland noch nie so lo-

cker gefühlt. Sonst musste ich immer wieder ganz schnell abhauen. Jetzt mal ganz entspannt im Hier und Jetzt. Wer konnte das schon von sich sagen? Mir ist nicht so oft zum Denken zumute. Wenn die DVDs durch sind, gucken wir Krimis im Fernsehen. Wir geben uns große Mühe, das Leben von Zwanzigjährigen zu führen, auch wenn wir fast vierzig sind.

Wir sind keine Lover und wollen auch keine sein. Verliebt ist hier keiner. Jeder bleibt allein. Wir glauben nicht, dass es anders sein könnte. Ich will keine Geschichten mehr. Es gibt auch gar nichts zu erzählen. Wir hängen in der Endlos-Sexschleife, wo immer dasselbe passiert.

Wir sind wie Zombies, scheintot. Wir leben nur noch im Dunkeln wie die Vampire. Nachts gehen wir los und suchen unsere Opfer. Es ist nicht mehr das intellektuelle Geisterleben an der Uni, wo man am Leben ist, aber kein Leben hat und dann über das Leben der anderen nachdenkt. Wir haben ein Leben, aber wir selber sind nicht mehr da. Wir haben uns wegbeamt.

*Berlin, May 20*

Marco wacht auf.

Hey.

Ahoi.

Er guckt mich kurz an, dann sagt er:

Ich habe von Anna geträumt.

Wir haben nicht mehr über sie gesprochen, seit wir hier sind.

Ich will auch lieber nicht über Anna sprechen. Schon gar nicht mit Marco.

Ich mache noch eine Zigarette an.

Sie kommt zurecht, sagt er, als hätte sein Traum ihm das erzählt. Als wüsste er, dass ich ein schlechtes Gewissen habe. Wahrscheinlich hat er selber ein schlechtes Gewissen. Aber ich glaube, er hat recht. Sie kommt sehr gut allein zurecht. Manche Menschen brauchen keine Freunde.

Aber warum war sie dann mit Marco zusammen?

Und warum war sie jetzt nicht mit Marco zusammen?

Ich frage mich, ob heterosexuelle Paare die gleichen Probleme haben wie homosexuelle. Darüber haben wir noch nie gesprochen.

Haben Heteropaare es genauso schwer wie wir Schwuchteln?

Marco guckt mich irritiert an.

Wir reden so nicht, ich weiß. Aber er hat doch mit dem Thema angefangen.

Wen meinst du?

Anna und dich.

Marco macht eine Pause.

Ich glaube ja, Heteros sind genauso arme Säue wie Homos. Die Sexverweigerung, die Paarunmöglichkeit. Das wäre doch mal ein Ansatzpunkt für Solidarität: Allen geht es gleich schlecht.

Marco guckt mich an und gibt mir einen Kuss.

Was soll das?

Einen Kuss gibt er mir nur, wenn er drauf ist.  
Du bist ja süß, sagt er.  
Das sagt er nicht.  
Du hast ja gar nichts verstanden.  
Ich verstehe wirklich gerade nichts.  
So kenne ich ihn nicht, so kenne ich ihn gar nicht. Er lächelt mich an.  
Gleich kriege ich wieder einen Kuss.  
Dann sagt er,  
er sagt,  
wir sind doch gar kein Paar.  
Nein, das denke ich auch nicht, sage ich laut und deutlich. Oder dass wir jemals eins werden.  
Anna und ich sind kein Paar, sagt er.  
Er ist noch auf Droge.  
Da nützen auch zehn Stunden Schlaf nichts.  
Er ist inzwischen einfach immerzu drauf.  
Was glaubst du, warum ich hier bin?  
Die Frage habe ich mir lieber nicht gestellt.  
Vielleicht bin ich noch auf Droge.

Anna und ich sind kein Paar, sagt Marco. Am Anfang haben wir bisschen rumgemacht, mehr nicht. Wir haben wegen der Green Card geheiratet. Ich habe sie wegen der Green Card geheiratet, sie hatte ihre durch den Job.  
Ihr seid kein Paar?  
Nein.  
Ich merke es immer zu spät, wenn Leute mich verarschen.  
Warum ist sie dann so wütend aus dem Krankenhaus gerannt?  
Deinetwegen, würde ich sagen.

Ich mache die Augen zu, mir ist schwindelig. Ich habe das Gefühl, ich falle gleich wieder um wie in der Umkleidekabine. Meine Schläfen pochen. Ich versuche mich an die Zeit mit Anna und Marco zu erinnern. Wie ich sie kennengelernt habe, wie es war, als ich sie zum ersten Mal zusammen gesehen habe. Es waren ja nur ein paar Tage gewesen. Danach war ich immer nur alleine mit einem von beiden. War ich denn komplett von meiner Heteroparanoia geblendet?

Marco lacht. Ich muss wohl gerade ziemlich blöd aussehen. Er will mich in den Arm nehmen, aber ich will nicht. Komm, sagt er, wir rufen sie an.

*Berlin, June 3*

Marco ist wieder weg.  
Im Sexclub hat er eine rumänische Transe getroffen.  
Jetzt baden sie zusammen im Schwarzen Meer und saufen billigen Wodka.

Ist duft hier, Alter.  
Hat er mir gesimst.  
Besser als dit blöde Berlin.  
Die Olle is der Hamma.  
Moni heißt sie.

Marcos Experimente.  
Immer druff und dran.

Ich mach mal 'ne Pause.  
Drogenpause, Alkoholpause, Sexpause.  
Ciao Marco.  
Mach's gut.

Die Party ist vorbei.  
Ich bin allein.

Ich leere die Aschenbecher, räume die Gläser weg, wechsele die Bettwäsche. Die Wohnung soll aussehen wie ein frisch bezogenes Hotelzimmer. Ich öffne die Fenster zum Hof und zur Straße. Habe das Hauptquartier bisher hauptsächlich verlassen, wenn es dunkel war. Auch am späten Morgen ist das Licht noch grau. Das Berlin-Licht: entweder unfassbar schmutzig oder gleißend wie in der Wüste, dazwischen ist nichts. Wie die meisten Berliner Altbauwohnungen ist auch Marcos Wohnung zu groß. Die Enkel der Nazimenschen leben in ehemals halb verfallenen, inzwischen hochsanierten Drei- bis Fünf-Zimmer-Wohnungen voll mit Ikeamöbeln. Aber manchmal kommt die Traurigkeit zurück. Geister leben in der Stadt. Die Stadtbewohner versuchen dem Grauen –

manchmal, plötzlich, immer noch

durch Kiez-Gemütlichkeit zu entkommen. Dann ist Berlin beleidigend provinziell. Man musste schon aushalten, was hier mal passiert ist. Zwanghafte Melancholie, um über Deutschland nicht den Verstand zu verlieren. Wer hierbleiben will, darf das nicht vergessen.



*I live in a place that already has been disgraced.*

Bei Tageslicht unübersehbar: Berlin, Stadt der Erinnerungen. Auch wenn's nicht meine Erinnerungen waren, nicht meine Geschichte, schiebt sich DIE DEUTSCHE GESCHICHTE unweigerlich ins Hirn, immer dabei, wenn man hier lebt. Wovor man sich als Jugendlischer in Westberlin so schön gegruselt hat, weil es in Westdeutschland nicht so war, hier nur so war, noch immer so ist, wenn man sich nicht betäubt. Draußen ja noch ziemlich dolle DDR. Im Osten immer noch ostig, und im Westen: Idylle, Abbruch. Immer noch überall Brachen und zu viele Bäume. Immer wenn es mal gerade was wird, was man vielleicht Stadt nennen könnte, steht da schon wieder ein Baum.

Ich würde viel lieber weit oben mit Blick auf die Stadt wohnen und alles nur aus der Ferne betrachten, aber es gibt hier ja keine Wolkenkratzer, immer noch nicht. Es soll ja eine europäische Stadt sein und keine amerikanische.

Ich gehe duschen. Ich sehe mich im Spiegel an. Weder besonders sexy noch abgewrackt. Heute sehe ich aus wie ein erwachsener Mann. Ich sehe aus wie vierzig.

Ich habe mich entschieden: Ich behalte das Tattoo. Ich will die Geschichte mit Clay nicht vergessen. Es ist ja meine Geschichte. Lieber will ich noch eine neue Geschichte dazu.

Frühmorgens auf dem Balkon. Glotze auf die Häuserfront gegenüber. Klar ist die Stadt nicht schön, immer noch nicht, wahrscheinlich auch niemals gewesen. Egal wie viel an den Häusern

herumgemalt wird. Auch Prenzlauer Berg wird nicht Paris oder wenigstens München. Manchmal frage ich mich nur, ob Berlin überhaupt bewohnbar ist. Graffiti zum Beispiel. Ist das die Verpöpfung, die der düsteren deutschen Stadt gerade noch fehlte, oder doch eher Ausdruck von Ostzone, destruktiv?

Deprimierend: dass das Graffiti schon fünfzehn Jahre alt ist.

Noch deprimierender: dass keiner das wegmacht.

Am deprimierendsten: die Versuche, es wegzumachen, es klappt nicht.

Berlin: Stadt der Depressionen oder Stadt des Erwachsenwerdens? Will ja nicht direkt von der Dauerjugend in die Dauerdepression. Dann doch lieber die Dauerjugend. Kriegte ich die Dinge noch zum nichtdepressiven Erwachsensein gewendet? Oder war das nur eine Legende? Gab es das überhaupt? Gab es das nur für Frauen? Waren nicht alle Erwachsenen einfach am Ende?

Ich mache eine Zigarette an.

Geraucht wird nur noch auf dem Balkon.

Ich will wieder aufhören zu rauchen.

Draußen ist es hell. Vor elf Uhr ist noch niemand bei Bewusstsein. Nur wenige Menschen kommen aus den Häusern. Dass der Alltag jetzt losgehen soll, kann man sich hier morgens kaum vorstellen. Zu dieser Tageszeit wäre es ganz leicht, die Stadt wieder zu verlassen. Noch kann ich es mir überlegen, und auch wieder weg.

Das Telefon klingelt.  
Nicht Marco und Moni.  
Es ist Anna.

Seit ich in Berlin bin, haben wir uns nicht gesprochen.  
Ich habe sie angerufen, aber sie war nicht da oder wollte nicht.  
Sie hat nicht zurückgerufen.  
Aber jetzt.

Hast du meine Nachricht bekommen?

Ja.

Ich wollte ihr alles erzählen.

Ich wollte.

Sie unterbricht mich.

Schon gut, sagt sie, schon gut.

Happy Birthday!

Was?

Du wirst heute vierzig.

Ich habe es keinem gesagt.

Ich werde heute tatsächlich vierzig.

Woher weißt du das?

Ich habe deine Unterlagen im Büro gesehen. Ich werde im Sommer Department-Chefin.

Kommst du zurück?

Du bietest mir einen Job an?

Du weißt, wir brauchen solche wie dich, sagt sie schon wieder.

Schwule?

Genau.

Wenn Anna mich so direkt fragte, war die Antwort ganz einfach:

Ich bleibe hier.

Ich glaube, sie ist ein bisschen überrascht.

Bin selber auch ein bisschen überrascht. Aber auf einmal ist es ganz klar: Mit vierzig ist es Zeit, die Schule zu verlassen. So viel habe ich von Clay gelernt.

Wann sehe ich dich?, fragt sie, als würde ich gleich wieder rüberfliegen.

Komm mich besuchen, sage ich.

Bleibst du jetzt in Berlin?

Und ich denke: Berlin passt gerade ganz gut zu meinem Leben. Zur Hälfte Amerika, zur Hälfte noch östlicher als Warschau. Eine schizophrene Stadt ohne Identität mit vielen Versprechen. Ich hätte da auch schon ein paar Verbesserungsvorschläge: Bitte die Bevölkerung zu einem Drittel mit Ausländern austauschen. Und Englisch endlich als Amtssprache einführen, wurde ja 45 leider verpennt.

In Ostberlin fühle ich mich wie im Ausland. Das mag ich.

Du lebst wie ein Migrant.

Ich bin ein Migrant. Nur nicht doof auf der Stelle dahindämmern. Zu Hause lauert die Dummheit.

### *11. Wahrheit*

*Vielleicht geht das Leben ja so: immer alles nur fünf Jahre, dann wieder alles neu. Fünf Jahre: die Zeit, die reicht, um zu kapieren, wie was funktioniert, mit den Menschen und mit der Arbeit, und dann ist die Sache so lala und man kann sich aufmachen und was Neues ausprobieren. Zeitungen ziehen ihre Korrespondenten nach spätestens fünf Jahren ja auch wieder ab. Immer alles geben, aber nicht für immer. Serielle*

*Monogamie, nicht nur privat, sondern beruflich. So werde ich es jetzt machen. Jetzt also mal fünf Jahre Berlin.*

Fünf Jahre Berlin, sage ich.

Ich komme auf meiner nächsten Europatour vorbei.

Komm!

Alle kommen nach Berlin.

Marco ist wieder weg.

Ich weiß. Er hat mich angerufen.

Hast du Moni getroffen?

Nur im Dunkeln.

Sie ist sehr groß.

Untenrum.

Haha.

Was machst du heute?

Weiß noch nicht.

Ich bin allein.

Ist das gut?

Mal sehen.

Ich werde an dich denken.

Bis bald.

Big Kiss.

Ich stecke meinen iPod ein und gurke mit Marcos Damenrad durch den Kiez.

Dann mit den Augen am Legoland-Potsdamer-Platz festkleben.

Weil es hier so was Ähnliches gibt wie Großstadt.

Mit dem richtigen Soundtrack funktioniert das schon.

Bloc Party makes me feel like 22 again.  
I am not ready to be old yet.

### 12. Wahrheit

*Sich immer wieder, sein ganzes Leben, wie Anfang zwanzig fühlen. Geht immer wieder, geht gar nicht weg. Als gäbe es in Wirklichkeit keinen Unterschied zwischen Jugend und Erwachsensein, als ändert sich in Wirklichkeit nichts. Mit vierzig genauso blöd wie mit zwanzig, und nicht so tun, als sei es anders. Nicht weil man verzweifelt dem Jungsein hinterherturnt, sondern weil es wirklich so ist. Der einzige Unterschied: Jetzt weiß man, dass man blöd ist.*

Die wirklich Zwanzigjährigen pumpen auch ihre Körper auf und rasieren sich regelmäßig am Sack. Die glauben noch dran. Die laufen inmitten ihrer Mitte-Mittelmäßigkeit ungewaschen mit stinkenden Wollmützen rum und gucken erschrocken durch übergroße Nerd-Brillen. Ich kann ihnen das nicht übel nehmen. Aber ich kann nicht mehr dran glauben. Ich habe meine Jugend woanders vergeudet.

Doch was Besseres gibt es nicht. Das habe ich von Marco gelernt. Was Besseres war nicht in Sicht. Mehr als die Jugend kommt nicht. Also einfach mitspielen, solange es geht. Wie mit der Liebe. Auch wenn man nicht mehr wirklich dran glauben kann. Eine Runde geht noch.

Die Berliner Häuserblöcke sind zu riesig, keiner will sich zu Fuß auf den Weg machen. Deshalb fahren alle mal bisschen Rad. Fahrradfahren nicht als Fitnesssport oder coole Weise, morgens

ins Büro zu kommen. Radfahren in Berlin ganz einfach als eine andere Art des Faulenzens. Tägliches Cruisen der Berliner Gesamtbevölkerung.

Ich stehe an der Ampel.

Anders als in Amerika warten ja hier alle immer ganz brav.

Ich gucke den Typen an, der auf der anderen Seite steht.

Im ersten Moment denke ich, es ist Clay.

Er guckt mich auch an.

Ich muss lachen.

Der auch.

Ist ja nett.

Und ich denke: So soll mein neuer Freund aussehen.

Und fahre weiter.

Mit einem Buch ist man während seiner Entstehung viele Jahre lang allein. Aber es gibt ein paar Menschen, denen man sich traut zu zeigen, was man da gerade macht. Fürs Lesen des Manuskriptes von *Boymen* und für die Unterstützung möchte ich mich bei Uwe Jahn, Matthias Frings, Ulrich Dörrie und bei meinem Lektor Joachim Bartholomae bedanken.